

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weined in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„Es ist nothwendig, einen günstigen Eindruck auf die kleine Heldin zu machen,“ sagte er zu sich, seinen Bart streichend. „Sie hat wahrscheinlich ihr Leben lang noch keinen Frack gesehen, außerdem Chetwynd trug bei seiner Trauung einen. Sie wird wahrscheinlich ein schüchternes, ungeschicktes, kleines Ding sein, deren hübsches Gesicht ihre ganze Anziehungskraft ist. Chetwynd ist der rechte Mann, sich in ein hübsches Bauernmädchen zu verlieben, und ich gehe eine Wette ein, daß er seine Thorheit, sie geheirathet zu haben, bereits in einem halben Jahre bereut. Aber jetzt wollen wir uns das Geschöpf ansehen, das Sylvia bei ihm verdrängte.“

Er rief einen Diener und ließ sich von demselben zu Lord Chetwynd's Thüre führen, woselbst er ungestüm anklopfte.

Der Marquis selbst öffnete ihm.

Gilbert Monk hatte erwartet, eine gewisse Verlegenheit und Zurückhaltung in dem Wesen des jungen Lords zu finden, aber er sah sich enttäuscht. Lord Chetwynd empfing ihn mit ehrlicher, offener Vertraulichkeit, und sichtlich ohne die geringste Erinnerung an den Augenblick seiner gelösten Verlobung mit Sylvia. Bei Chetwynd war die Vergangenheit vergangen. Er glaubte, daß Sylvia ihn nicht geliebt hatte, und daß die Lösung des Verhältnisses ihr eben so viel Erleichterung brachte als ihm. Und da Sylvia selbst diese Lösung beantragt hatte, fühlte er eine zärtliche Dankbarkeit für sie, die durch sein jetziges Glück nur noch erhöht wurde. Aus Achtung und Zartgefühl für seine Stieffchwester hatte er nicht einmal Bernice etwas von seiner Verlobung mit ihr gesagt und gedachte ihrer immer nur wie einer lieben Schwester.

„Ich freue mich sehr, Dich zu sehen, Gilbert,“ rief er aus, ihm mit leuchtenden Augen die Hand reichend. „Es ist schön von Dir, uns so weit entgegen zu kommen. Komm' zum Feuer, Du siehst ganz erstoren aus.“

Er zog Monk in das kleine Nebenzimmer, in welchem ein lustig flackerndes Feuer behagliche Wärme verbreitete.

Monk trat an den Kamin, während er sich neugierig umschaute. Die junge Marquise war nicht da, und Chetwynd nochmals die Hand reichend, sagte er:

„Du hast alle Deine Freunde überrascht und verblüfft, Rog. Empfange meine Glückwünsche. Du siehst sehr glücklich aus und ich wünsche Dir und Lady Chetwynd Glück und langes Leben. Sylvia läßt Dich vielmals grüßen und Dir sagen, daß sie voll Ungeduld ist, ihre neue Schwester zu sehen. Sylvia's Freude über Dein Glück ist eben so groß, als die Ueberraschung über Deine Heirath. Sie ist bereit, Lady Chetwynd zu vergöttern.“

Das schöne Gesicht des Marquis röthete sich vor Vergnügen.

„Ich glaube, daß Bernice und Sylvia sich wie Schwestern lieben werden,“ sagte er. „Bernice hatte nie eine Schwester noch eine junge Freundin. Es waren keine Leute ihres Ranges in St. Kilda, und sie wuchs entfernt von ihnen heran. Ihre Gespielen waren die Möven, die Wogen und Winde, und obgleich sie gebildet und wohlherzogen ist, ist die Welt, in die sie eintritt, doch sehr verschieden von der, die sie verlassen hat. Sie ist glücklich in der Aussicht, in Sylvia, welche sie zu lieben bereit ist, eine Schwester zu finden.“

„Wer hätte vor sechs Monaten geglaubt, daß Du heute verheirathet sein wirst,“ bemerkte Gilbert. „Und Du hast nur aus Liebe geheirathet, wie der Prinz im Märchen. Du erinnerst mich an die Geschichte jenes Lordes, der ein armes Bauernmädchen heirathete, ohne ihr seinen Rang zu verrathen, und die dann, als er sie auf sein Schloß brachte, vor Entzücken verrückt wurde. Aber Deine Heirath ist doch anders. Du hast unter Deinem wahren Namen, als der reiche und hohe Marquis von Chetwynd, um die kleine Bäuerin gefreit.“

Ein hochmüthiger Ausdruck verdunkelte Lord Chetwynd's Züge.

„Du irrst Dich, Mont,“ sagte er mit unwillkürlicher Strenge. „Lady Chetwynd ist keine hübsche Bäuerin. Sie ist eine Dame, so fein und nobel als irgend Eine, und wird ihrem neuen Stande Ehre machen, anstatt Ehre von ihm zu empfangen.“

„Ach ja, natürlich,“ erwiderte Mont in seiner burschikosen Weise. „Junge Chetwänner sind immer verliebt; und in Deinen Augen ist Lady Chetwynd ein Ideal an Vollkommenheit. So soll's auch sein. Schau' mich nicht so finster an, Chetwynd. Du schreibst uns selbst, daß sie die Adoptivtochter des Pfarrers von St. Kilda sei. Ich glaube daher, daß sie das Kind eines armen Fischers ist, das die Swellan's seiner Schönheit und Intelligenz wegen adoptirt haben.“

Lord Chetwynd ging mit gefurchter Stirne auf und ab. Mont schaute ihn lächelnd an; plötzlich erhellte sich aber das Gesicht des jungen Lords, und er sagte:

„Mein Brief hat Dir offenbar einen falschen Eindruck gemacht, Gilbert, und ich wünsche ihn zu verbessern, ehe Du meine Frau siehst. Lord Chetwynd entstammt edlem Blute und ist nicht in St. Kilda geboren. Ich kann es Dir wohl im Vertrauen sagen, daß meine Frau nichts weiß von ihrer Geburt, Herkunft oder ihrem Namen.“

„Unglaublich! Welch' ein Roman! Sie weiß nicht, wer sie ist! Ei, sie ist wie die Heldin aus eirem Theaterstücke. Heldinnen wissen nie, wer sie sind; und es ist Alles sehr schön; aber vor der Welt wird es sonderbar aussehen. Einen Vortheil hat's aber doch — die Verwandten Deiner Frau werden sich von Dir nichts ausborgen, und Dich nie zu ungelegener Zeit belästigen.“

„Du ärgerst mich, Mont,“ sagte Lord Chetwynd, „oder Du würdest mich ärgern, wenn ich nicht wüßte, daß Du ein gedankenloser Junge bist, der nicht im Stande ist, mich absichtlich zu verletzen. Lady Chetwynd wurde als kleines Kind von ihrem Vater in seiner Nacht nach St. Kilda gebracht. Ihr Vater war ein Gentleman Namens South. Er gab sein Kind zu Mr. Swellan in Pflege für eine bestimmte Zeit, nach deren Verlauf er zurückkehren wollte, um das Kind zu holen. Aber er kam nie, und ist wahrscheinlich gestorben.“

„Ich würde das Gegentheil behaupten. Nachdem er sich des Kindes entledigt hatte, war er gewiß bereit, zu leben. Verlaß Dich darauf, Chetwynd; wenn Deine Frau von guter Familie ist, so liegen ihre Ansprüche auf der unehelichen Seite. Sie wurde nach St. Kilda gebracht wie in ein lebendes Grab. Ich danke Dir für das Vertrauen, das Du in mich setzest, und werde Dein Geheimniß bewahren wie mein eigenes; denn wahrlich, ich möchte nicht, daß unsere kritische Welt etwas von dem Flecke auf dem Wappen der Lady wüßte. Es ist gut, daß Dein Stammbaum so groß ist, daß er alle Mängel des ihrigen bedecken wird.“

Jedes Wort, das Gilbert Mont so sorglos sprach, war ein Dolchstich für Lord Chetwynd, was der Sprecher auch beabsichtigte. Das Gesicht Seiner Lordschaft wurde dunkelroth und er biß sich auf die Lippen, während er ungestüm auf und ab ging.

„Wir wollen diesen Gegenstand nicht weiter erörtern, Gilbert,“ sagte er nach einer Pause. „Als die Marquise von Chetwynd wird meine Frau einen hervorragenden Platz in der Gesellschaft einnehmen, und Du wirst finden, daß selbst

unsere kritische Welt nicht so roh sein wird, ihren Stammbaum so genau zu untersuchen. Es genügt, zu sagen, daß sie Miss Swellan von St. Kilda war.“

„Ja, das sollte die Leute befriedigen,“ stimmte Mont in halb zweifelndem Tone bei. „Ich bin voll Ungebuld, Rog, Lady Chetwynd zu sehen. Ich habe mir die großartigsten Vorstellungen von ihrer Schönheit gemacht, die ganz außerordentlich sein muß, wenn sie Dich so vollends jeden Rangunterschied vergessen machte.“

„Unsere Speisekunde ist gekommen, und Lady Chetwynd ist wahrscheinlich schon bereits erschienen,“ sagte der Marquis kalt. „Entschuldige mich, während ich sie hole.“

Er ging in ein Nebenzimmer und Mont schaute ihm mit boshaftem Lächeln nach.

„Ich habe die ersten Dornen in meine Rosen gepflanzt,“ dachte er triumphirend. „Ich glaubte, er besitze keinen Geburtsstolz, und finde, daß er in diesem Punkte dennoch empfindlich ist. Die Anspielung auf die unehelichen Ansprüche seiner Frau blieb nicht ohne Wirkung. Er erbehte darüber. Es ist leicht zu sehen, daß er das Mädchen bis zum Wahnsinn liebt, und in seiner Leidenschaft ganz vergaß, wen er eigentlich heirathete. Himmel! Welche Thorheit, ein Mädchen zu heirathen, von dem Niemand weiß, wer sie ist, und dessen Verwandte die schlechtesten Leute sein können. Diese Heirath beweist wieder, daß Chetwynd etwas Narrisches in sich hat. Doch da kommt er, und seine Braut mit ihm!“

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und Lord Chetwynd erschien wieder mit seiner jungen Frau am Arme.

Gilbert Mont sprang hastig vorwärts, aber keine strahlende Schönheit zeigte sich seinen Blicken. Er sah nur ein schlankes, junges Mädchen mit einem kleinen, dunkeln Gesichtchen von bräunlicher Farbe, fein geschnittenen Zügen und einer breiten, schönen Stirne, umrahmt von üppigen Massen blauschwarzer, glänzender Haare, die in Locken bis weit über die Taille hinabreichten. Der erste Eindruck war der des Erstaunens, daß Lord Chetwynd Sylvia Mont für ein solches Mädchen aufgegeben habe; aber als Bernice am Arme ihres jungen Gatten sich ihm näherte und ihre wundervoll wie Sterne leuchtenden Augen zu ihm aufschlug, da fühlte er den eigenthümlichen Zauber ihrer Anziehungskraft und erkannte in ihr einen Geist, mächtig genug, selbst das wenig hübsche Gesicht zu verherrlichen.

Die junge Marquise trug eine sehr elegante Toilette von gelber Seide mit weißen Spitzen und einen Topaschmuck.

Sie war weder kritisch noch verlegen, sondern trug sich mit jener ruhigen Sicherheit und Anmuth, welche überall als das sicherste Zeichen guter Erziehung erkannt wird.

„Bernice,“ sagte der junge Marquis, „erlaube mir, Dir meinen Stiefbruder Gilbert Mont vorzustellen. Gilbert, dies ist meine geliebte Gattin Lady Chetwynd.“

Die junge Frau reichte ihm offen ihre Hand, welche Gilbert herzlich drückte und dabei warme, wie es schien, wirklich empfundene Glückwünsche aussprach.

Er bemühte sich, einen günstigen Eindruck auf Bernice zu machen, was ihm auch gelang, denn Bernice war eben so arglos und großmüthig, als offen und rückhaltlos.

Die Drei speisten zusammen und verplauderten den Abend.

Mont war voll von Scherzen und lustigen Einfällen, erzählte die witzigsten Anekdoten und erschien mehr denn je als ein großer, übermüthiger Junge, voll von Schelmereien und Späßen.

Bernice, welche selbst arglos und offen war, wie ein kleines Kind, gewann ihn gleich sehr lieb. Sie besaß selbst ein sehr lebhaftes und heiteres Temperament, und da sie ihr ganzes Leben lang immer nur unter ihren ernstern Pflegeeltern und den stets traurigen, armen Inselbewohnern gelebt hatte, that ihr diese scheinbar so natürliche und harmlose Fröhlichkeit wohl.

Um zehn Uhr zog sich Mont auf sein Zimmer zurück.

„Ich habe einen guten Anfang gemacht,“ sagte er zu sich selbst, sich wohlgefällig in dem großen Ankleidespiegel betrachtend. „Dieses Mädchen übt einen eigenthümlichen, wunderbaren Reiz aus. Sie erinnert mich an die Französkinnen, von denen ich gelesen habe, die trotz aller Häßlichkeit unwiderstehlich waren, und ich verpände meine Seele dafür, daß sie selbst in ihren geheimsten Gedanken rein und unschuldig wie ein Engel ist. Es ist, als ob sie aus einem Kloster gekommen wäre. Sie weiß nichts von der Welt, und ahnt nichts Böses. Sie ist Sylvia nicht gewachsen, und wird ihr leicht unterliegen, aber ein Ausdruck in ihren Augen verräth, daß sie sich bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wird. Wenn es nicht wegen Sylvia und meiner veränderten Stellung wäre, wäre ich fast geneigt, mich mit Lady Chetwynd zu befreunden, so aber werde ich ihre Freundschaft gewinnen, um sie zu meinen Interessen auszunutzen. Und das ist sicher, in Sylvia's Pläne zu unserer Bereicherung kann ich mich nicht einmengen.“

Während er so mit sich zu Rathe ging, saß Bernice am Sopha, neben ihrem Gatten, und theilte ihm den Eindruck mit, den Mont auf sie gemacht hatte.

„Dein Stiefbruder ist ein allerliebster Mensch, Rog,“ rief sie aus. „Ich habe nie einen ähnlichen Menschen zuvor gesehen, was eigentlich kein Wunder ist. Ich hoffe, daß ihm seine Schwester gleicht, und daß sie Beide immer in Chetwynd Park bleiben werden. Was für ein angenehmes Haus wir führen werden!“

„Ich hätte Dich lieber für mich ganz allein,“ sagte der Marquis mit liebevollem Lächeln, „aber ich darf nicht selbstsüchtig sein. Du warst Dein ganzes Leben lang einsam und mußt Dich natürlich nach fröhlicher Gesellschaft sehnen. Wir werden morgen nach Hause reisen, Bernice, und Du sollst Sylvia dann selbst sehen.“

Am nächsten Morgen reisten sie nach London ab, woselbst sie nach Unterbrechungen erst am dritten Tage ankamen und eine ganze Woche blieben, um die Stadt zu besichtigen. Mont schrieb indessen zweimal an Sylvia, und erhielt auch einen Brief von ihr, den er, wie Sylvia es beabsichtigt hatte, auch Lady Chetwynd zeigte. Der Brief war natürlich ein Muster von Heuchelei, voll Liebesausdrücken für die junge Marquise, die ganz gerührt davon war.

Endlich wurde die Reise nach Chetwynd-Park fortgesetzt, und man näherte sich dem Ziele.

„Wir sind fast da,“ flüsterte der Marquis seiner jungen Frau zu, die neugierig aus dem Wagenfenster schaute. „Wir sind fast zu Hause, Liebchen!“

„Fast zu Hause!“ wiederholte Bernice entzückt mit leuchtenden Augen.

„O, Rog, mein ganzes Leben liegt hier vor mir! Wie wird es sich gestalten?“

Sechstes Kapitel.

Während Gilbert Mont die ihm zugetheilte Rolle so er-

folgreich spielte und sich bei der jungen Marquise beliebt machte, war seine Schwester in ihrer eigenen Rolle ebenfalls mit vielem Erfolge sehr thätig.

Vor Allem stökte sie den Hausleuten eine starke Abneigung gegen Lord Chetwynd's junge Braut ein, was sie für einen sehr wichtigen Schritt in ihrem bösen Vorhaben hielt.

Während Gilbert Mont Lord Chetwynd's Verheirathung dem Verwalter und Haushofmeister mittheilte, berief sie die Haushälterin zu einer Unterredung zu sich und theilte ihr die Nachricht mit.

Miß Mont war leichenblau, und die heftige Aufregung ihres Wesens verrieth, daß sie einen grausamen und unerwarteten Schlag erlitten habe. Sie erzählte die Geschichte und las einen Theil des Briefes von Lord Chetwynd laut mit bebender Stimme und abgewandtem Gesichte.

Mrs. Stewer, die Haushälterin, eine ältliche, feine und liebenswürdige Frau, die ihre jetzige Stellung im Hause über zwanzig Jahre bekleidete, empfing die Nachricht mit fast ungläubiger Ueberraschung. Die Verlobung des Marquis mit Miß Mont war allgemein bekannt gewesen, aber man wußte nichts davon, daß die junge Dame selbst in einer zornigen Aufwallung diese Verlobung gelöst hatte.

„Es muß ein schrecklicher Irrthum sein, Miß Mont,“ rief die gute Frau aus. „Mein Lord macht sich vielleicht einen grausamen Scherz, obwohl ihm das gar nicht ähnlich sieht. Aber es hat sich noch kein Chetwynd einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht, und mein Lord ist unfähig, eine Dame irgendwie dem Gerede preiszugeben, um so weniger, wenn er diese Dame heirathen wollte. Er ist gegen das ärmste Weib auf seiner Bestzung höflich; er konnte sie nicht beleidigen.“

„Sie haben den Brief gehört,“ erwiderte Miß Mont finster. „Es ist nur zu wahr, daß ich von meinem Verlobten öffentlich verstossen wurde, und daß man mich lebenslang anstarren, bemitleiden und über mich schwätzen wird. O, Himmel, es ist entsetzlich! Aber Lord Chetwynd darf nicht getadelt werden, Mrs. Stewer. Ehre und Pflicht wurden von ihm vergessen in einer plötzlichen, wahnsinnigen Verblendung für diese junge Dame — wenn sie überhaupt eine Dame von Geburt ist — und ich bete, daß er es nie bereuen möge. Ich wünsche nicht, daß diese Sache von den Dienstleuten besprochen wird. Was mich betrifft, so kann ich das Haus jetzt nicht verlassen, wenn ich dem Gerede nicht erst recht Nahrung geben wollte. Ich kann den Klatschereien nur damit den Stachel nehmen, daß ich einstweilen hier bleibe und das scheint auch Lord Chetwynd zu denken, denn er bittet mich, zu bleiben. Ich will sogar alle festlichen Vorbereitungen zu Ehren seiner Braut treffen. Niemand soll sagen, daß ich unglücklich bin, oder daß man mir ansieht, was mir geschehen ist.“

Mrs. Stewer war voll Bewunderung für diesen aufopfernden, stolzen, weiblichen Entschluß, was sie unter Thränen erklärte.

Miß Mont machte noch einige Anspielungen auf Lord Chetwynd's „niedriggeborne Braut,“ ihre Ueberzeugung aussprechend, daß die Marquise die Tochter eines gewöhnlichen Fischers von St. Kilda war und von dem Pfarrer der Insel ihrer Schönheit halber adoptirt worden war, dann entließ sie die Haushälterin und zog sich in ihre Zimmer zurück.

Mrs. Stewer verbreitete in aller Ehrlichkeit und Unschuld den falschen Eindruck, den sie selbst empfangen hatte,

unter der Dienerschaft. Man glaubte allgemein, daß Miß Monk von Marquis Chetwynd schlecht behandelt worden war und da ihn alle seine Untergebenen liebten, wurde nicht er, sondern Vernice dafür verantwortlich gemacht, gegen welche dadurch eine Feindseligkeit erweckt wurde, die von dem Glauben, daß sie niedriger Herkunft sei, nur noch verstärkt wurde. Zufrieden mit diesem Anfange, begann Miß Monk mit der Miene einer Märtyrerin, welche sie keineswegs heucheln mußte, die Vorbereitungen zum Empfange des Brautpaares zu treffen. Sie ertheilte dem Verwalter Mr. Sanders, einem sehr gebildeten Manne, der mit seiner Familie eine Villa in der Nähe von Chetwynd-Park bewohnte, die Aufträge zu den Festlichkeiten.

Der Marquis hatte Miß Monk in seinem Briefe ersucht, eine bestimmte Reihe von Zimmern, welche seine Mutter benützt hatte, für die junge Marquise in Stand zu setzen, und den Wunsch ausgesprochen, daß die vorherrschende Farbe der Möbel dunkelroth sein sollte.

Miß Monk fuhr selbst nach London und brachte Tapezierer mit, welche unter ihrer Leitung die großen kahlen Zimmer in Eleganz und Lebhaftigkeit athmende Räume umschufen. Rother Sammet und Atlas verbreiteten einen milden Schimmer; prächtige Bilder grüßten von den Wänden und seltenen Blumen in kostbaren Vasen entströmte süßer Duft. Drei Tage vor dem Eintreffen der Erwarteten war Alles vollkommen fertig.

Ein Telegramm zeigte Miß Monk die Stunde der Ankunft des Brautpaares an. Der Verwalter, welcher eine gleichlautende Depesche erhalten hatte, schickte zur rechten Zeit eine Salaequipage für Lord Chetwynd, und einen Wagen für das Gepäck und die Kose der jungen Marquise auf die Station.

Miß Monk sah dem prachtvollen Wagen mit bitterem Neid und Reuegefühl nach, als er durch die Allee fuhr. Hätte sie sich vor Monaten von ihrem thörichten Aerger nicht so hinreißen lassen, dieser Wagen hätte jetzt sie bei ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise holen können.

Der Gedanke machte sie fast rasend, und verzweifelt und leichenblaß zog sie sich in ihr Zimmer zurück.

„Ich bin mehr als bestraft für meine wilde Thorheit, meine Verlobung zu brechen,“ murmelte sie; „aber ich konnte nicht glauben, daß er mich beim Wort nehmen werde. Und jetzt muß ich mich vorbereiten, eine Andere an dieser Stelle zu empfangen, die ich einnehmen könnte. O, das ist bitterer als der Tod!“

Sie bekämpfte ihre Wuth, bis sie eine gewisse, verzweiflungsvolle Ruhe erlangt hatte, und dann ging sie in ihr Ankleidezimmer, um Toilette zu machen.

Der Tag war kalt und es wehte ein scharfer Wind vom Meere her.

In ihrem Ankleidezimmer brannte ein Feuer und Miß Monk hielt zitternd, wie vor Frost, die Hände an den Ramin. Sie liebte die Wärme, wie alle Orientalen, aber ihre jetzige Kälte war eine mehr innerliche.

Ihre hohlen Augen irrten wild und unsät umher. Sie war allein im Zimmer, aber es währte kaum einige Sekunden, als die Thüre aufging und ihre alte ostindische Amme und einzige Vertraute in's Zimmer trat.

„Bist Du es, Nagen?“ fragte Miß Monk gleichgiltig. „Ich glaube, es ist Zeit zum Ankleiden, aber wie kann ich

mich ankleiden, um meine Frau zu empfangen?“ und ihr Ton wurde plötzlich wild. „Ich will nicht — ich will nicht —“

„O stille, Mißy,“ unterbrach Nagen, sie beschwichtigend. „Da überlassen Sie sich schon wieder einem solchen Ausbruch von Leidenschaftlichkeit, was Sie ganz hinfällig macht. Sie haben keine Nacht mehr geschlafen, seit die schreckliche Nachricht kam, und wenn Sie allein sind, rasen Sie, wie eine Berrückte. Wollen Sie schwach sein und ruhig zu einer Untergebenen hinabsinken — Sie, die Sie die Schönheit einer Königin besitzen, mein Liebchen? Oder wollen Sie sich erheben und Herrin Ihrer selbst und des Geschickes der niedriggeborenen Lady Chetwynd sein? Bah, ich sehe, Sie sind wirklich muthlos. Es giebt kein Hinderniß zwischen Ihnen und Lord Chetwynd, das Ihre Hand oder die meinige — nicht beseitigen kann.“

Die alte Frau trat näher und neigte ihr braunes, verwittertes Gesicht vorwärts, Miß Monk mit eigenthümlich funkelnden Augen anschauend.

Sylvia Monk sprang auf, wie von neuem Muth befeelt.

„Du hast recht, Nagen!“ rief sie aus. „Ich bin kindisch, mich über ein Hinderniß zu grämen, das ich mir so leicht aus dem Wege schaffen kann; aber ich will nicht länger schwach sein. Kleide mich an, ich muß so schön als möglich aussehen. Ich will nicht abgehärmt erscheinen an der Seite von Chetwynd's junger Braut, noch soll ihre Schönheit die meinige verbunkeln. Schnell, Nagen — das Kleid, das mich am besten kleidet.“

Die alte Indierin lächelte zustimmend und beeilte sich zu gehorchen. Sie war alt und hager und ihr fast schwarzbraunes Gesicht hatte eine pergamentartige, von tausend Furcheln und Runzeln durchzogene Haut. Ihre kleinen, stehenden Augen waren rabenschwarz; ihre spärlichen Haare waren unter einem rothen Turban versteckt, und sie trug ein kastanartiges Kleid von indischem Seidenstoffe und Sandalen an den Füßen. Sie war ein eigenthümliches, unheimliches, altes Weib und wurde von den Dienstleuten im Hause mit geheimnißvoller Furcht und Scheu betrachtet. Da indische Wjahs in den aus Ostindien zurückgekehrten englischen Familien nichts Seltenes waren, so überraschte es auch nicht, daß sie noch immer bei Miß Monk war, deren Amme sie gewesen war.

Sie kleidete ihre Herrin an, und als sie fertig war, rief sie triumphirend aus:

„Nun, Lord Chetwynd wird keine schönere Frau in's Haus bringen, und er wird seines Fischermädchens bald überdrüssig werden, wenn er Sie sieht, Mißy. Et, Sie sehen aus wie eine Königin.“

Der Vergleich war passend. Miß Monk trug ein purpurrothes Sammetkleid, das zu ihrem dunklen Teint ausnehmend gut stand. Das mit Hermelin besetzte Kleid hatte eine lange Schleppe, war an der Brust herzförmig ausgeschnitten und dafelbst reich mit prachtvollen weißen Spitzen garnirt. Ein goldener, weichgliedriger Gürtel umspannte den schlanken Leib, und Rubinen schmückten ihren Hals. Aus den blauschwarzen Haaren glänzte ein goldenes, diabemartiges Geschmeide. Ihr Gesicht war noch immer fast kaltweiß, nur auf den Wangen brannten zwei dunkelrothe Flecken; aber ihre schwarzen Augen funkelten wild, und das Schlangenartige in ihren Bewegungen zeigte sich mehr als je. Sie

war in der That wie die Cobra — schön, geschmeidig, weich und — tödtlich.

„Horch!“ flüsterte sie, die Hände unwillkürlich mit theatralischer Geberde erhebend. „Hörst Du sie? Die Glocken von Chetwynd läuten zum Einzug! Der Ton macht mich verrückt! Nein, nein, sprich nicht zu mir, Ragen! Ich bin ruhig — ich werde mich keinem Wuthausbruche überlassen. Ich kann mir in diesem Augenblicke nicht nachgeben, wo ich meine Selbstbeherrschung brauche. Ich muß bereit sein, das Brautpaar zu empfangen.“

Sie ließ ein schrilles, unheimliches Lachen hervor, und die alte Ragen trat zu einem Schranke, den sie öffnete und aus dem sie einen Becher nahm, der zur Hälfte mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war, diesen brachte sie ihrer Herrin. Es war ein beruhigender Trank, den Miß Mont in der letzten Zeit oft genommen hatte. Sie leerte den Becher, und Ragen versperrte ihn dann wieder in den Schrank, dessen Schlüssel sie bei sich trug.

Nach etlichen Minuten begab sich Miß Mont in die für Lady Chetwynd bestimmten Zimmer.

In jedem derselben brannte ein Feuer.

Ein matter Sonnenschein drang durch die Fenster und man sah den klaren Spätherbsthimmel, die brausenden Fluthen des Kanals, die an die felsige Küste schlugen, und den prächtigen Park, der sich bis zum Strande hinabdehnte.

Es war ein Anblick, in welchem Miß Mont immer gerne geschwelgt hatte, aber jetzt war er ihr höchst widerwärtig.

Sie wandte sich ab von dem Fenster und trat in das Schlafzimmer ein, das mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestattet war.

Prachtvolle Teppiche bedeckten den aus glänzend weißem Marmor bestehenden Fußboden, und das Himmelbett war in jeder Beziehung ein Kunstwerk aus geschnitztem Holze, rother Seide, weißen Spitzen und Stidereien auf den schneeig schimmernden Sinnen.

Die Wände waren von blakrother Farbe und mit Bildern von hohem Werthe geschmückt.

Das ganze Gemäch athmete Luxus, Geschmack und Eleganz.

Von bitterem Reide verzehrt, trat Miß Mont aus demselben in die Halle hinaus. Das Alles hätte ihr gehören können, wenn sie nicht so thöricht gewesen wäre. In diesem Augenblicke haßte sie Bernice Chetwynd, sich selbst, die ganze Welt.

Sie stieg zur unteren Halle hinab. Das Freudengeläute des kleinen Dörfchens, welches zu Lord Chetwynds Besitzungen gehörte, tönte noch immer an ihr Ohr, und die Dorfbewohner, welche im Schlosse festlich bewirthet werden sollten, sungen an, sich daselbst einzufinden. Der Obersthofmeister, die Haushälterin und die gesammte Dienerschaft in festlicher Kleidung waren in der großen, weiten Halle versammelt. Als Miß Mont die Treppe herunter kam, verstummten sie plötzlich. Sie erinnerten sich, daß sie hätte Marquise von Chetwynd werden sollen und schauten sie mit neugierigen, mitleidsvollen Blicken an, aber sie ging an ihnen vorbei und trat in den Salon ein, die Thüre hinter sich schließend.

Der Salon war ein sehr großes, prachtvolles Gemäch mit gelbem Sammet möblirt und kostbar ausgestattet. Miß Mont trat an eines der großen Bogenfenster, um die Ankunft des Brautpaares zu erwarten. Das Gitterthor war weit

offen, und nun rollte die prächtige Equipage langsam durch die Allee dem Hause zu.

Als der Wagen näher kam, versuchte es Miß Mont, hinauszugehen, um die Ankömmlinge zu empfangen, aber sie war plötzlich kraftlos. Ihr Muth hatte sie für den Augenblick verlassen. Ihr Athem stockte, ihre Augen wurden starr, und ihr Herz pochte wie ein Hammer in ihrer Brust. Sie hörte die Brautgesellschaft in die Halle eintreten, hörte, wie Lord Chetwynd die Dienerschaft kurz begrüßte und seine Gemahlin vorstellte, dann Hochrufe und endlich Schritte, die sich dem Salon näherten.

Dann stand sie auf und zwang ihre Mienen mit übermäßiger Anstrengung zu einem freundlichen Lächeln.

Die Thüre ging auf und der Marquis trat mit seiner Braut ein.

Sylvia Mont wankte mit dem falschen Lächeln vorwärts, warf sich mit einem erheuchelten Freudenschrei an Lord Chetwynd's Brust und rief aus:

„O, Rog, mein Bruder, willkommen daheim!“

Der Marquis küßte sie mit brüderlicher Zärtlichkeit und ließ sie los, als Mr. Sanders, der Verwalter, und Gilbert Mont in der Thür erschienen.

„Sylvia,“ sagte der junge Marquis, ihre Hand ergreifend, „ich habe Dir eine Schwester gebracht. Es wird mich glücklich machen, zu sehen, daß Ihr Beide, die Ihr mir so theuer seid, Euch liebt. Bernice, dies ist Sylvia, die Du so sehr zu sehen wünschtest — meine liebe Schwester Sylvia!“

Miß Mont trat zurück und betrachtete ihre Nebenbuhlerin mit einem langen, gierigen Blicke.

„Es war also um dieses Mädchens willen,“ sagte sie sich, „daß sie vergessen worden war — um dieses Mädchens willen, das keine anderen Schönheiten besaß, als ihre wundervollen Augen und Haare. War dieses magere und unentwickelte Geschöpf Herrin von Chetwynd-Park?“

Bernice schaute sie mit sehentlichem Blicke an. Das Mädchen war von dieser stolzen Erscheinung mit dem schwarzbraunen, schönen Gesichte und der königlichen Kleidung geblendet.

„Willst Du mich nicht lieben, Sylvia?“ fragte sie in bittendem Tone. „Ich habe mir immer eine Schwester gewünscht — willst Du mir sie sein?“

Miß Mont erwiderte, indem sie die junge Braut in ihre Arme schloß und sie küßte. Bernice erwiderte die Liebkosung und Chetwynd lächelte zufrieden, in dem Glauben, daß die Beiden sich bereits liebten.

„Ich werde Dich auf Dein Zimmer führen Bernice,“ sagte Miß Mont, als die ersten Begrüßungen und Fragen vorüber waren. „Du siehst ermüdet aus und solltest Dich vor dem Spetsen noch eine halbe Stunde ausruhen.“

Sie nahm Lady Chetwynd's Arm in den ihrigen und führte die junge Dame in ihre Gemächer.

„Sind das meine Zimmer?“ fragte die junge Marquise überrascht und entzückt. „O, wie schön sie sind! Wie glücklich werde ich hier sein, Sylvia! Nicht wahr, ich darf Dich so nennen? Und Du nennst mich Bernice?“

„Es ist ein sonderbarer, ungewöhnlicher Name,“ sagte Miß Mont. „Er ist wohl in Wales gebräuchlich? Dein Vater war ja, glaube ich, aus Wales?“

Bernice erröthete.

„Ich weiß nicht, welchem Bezirke mein Name angehört;

„aber ich glaube, er ist englisch,“ sagte sie. „Mr. Swellan ist aus Wales, aber er gab mir meinen Namen nicht. Mein Vater gab ihn mir.“

„Ah, dann ist er wahrscheinlich in Eurer Familie gebräuchlich,“ sagte Miß Mont sorglos. „Lebt Dein Vater, Bernice?“

„Nein — ich weiß es nicht. Ich will Dir meine ganze Geschichte eines Tages erzählen, Sylvia. Sie ist keine glückliche; aber ich hoffe und glaube, das Geheimniß eines Tages lösen zu können. Aber jetzt bin ich glücklich und zufrieden. Du weißt nicht, wie gut Rog ist,“ und die Augen der jungen Frau füllten sich plötzlich mit Thränen. „O, Sylvia, ich will ihm eine gute Gattin sein. Ich will an allen seinen Plänen und Bestrebungen theilnehmen, will ihm Alles in Allem sein, wie er es mir ist. Du sollst es nie bereuen, daß Dein Bruder einen namenlosen kleinen Niemand geheirathet hat. Rog soll noch stolz werden auf mich.“

Ein schmerzliches Zucken, das von Bernice nicht unmerklich blieb, glitt über Sylvia's Gesicht.

„Wir — wir wollen darüber ein anderes Mal sprechen,“ sagte Miß Mont heiser. „Du wirst Dich jetzt ankleiden wollen und ich werde Dir Deine Jose schicken, die Du Dir mitgebracht hast, wie ich sehe. Dein Gepäck ist im Ankleidezimmer.“

Mit einer Entschuldigung zog sich Miß Mont zurück.

Bernice beschäftigte ihre Zimmer, tanzte vor ihren Spiegeln, schaute aus ihren Fenstern, hüpfte wie ein Kind vor Freude umher, und warf sich dann in ihrem Boudoir vor dem Kamine in einen Fauteuil. Dort fand sie ihr französisches Kammermädchen, welches Lord Chetwynd in London für sie aufgenommen hatte. Eine alte Dame einer Bekanntschaft hatte ihm sie empfohlen, weil sie trotz vieler Fehler sehr geschickt war.

„Ah, Madame,“ sagte Fifine, die Jose, tief aufathmend, „dieser Chetwynd-Park ist ein großartiges Schloß, so viele Zimmer, so zahlreiche Diener, überall diese Pracht! Es ist etwas Großartiges, ein reicher Mylord zu sein. Wollen Sie sich jetzt ankleiden, meine Lady?“

Die junge Frau nickte zustimmend.

„Und welches Kleid soll es sein, meine Lady?“ fragte Fifine. „Ich traf Miß Mont in der Halle und sie schickte mich her. Ah, sie sieht in ihrem Sammetkleide mit Hermelinbesatz wie eine Königin aus! Sie ist die Stiefschwester Lord Chetwynd's, und in der Dienerschaftshalle sagen sie, daß sei gar keine Verwandtschaft, und daß mein Lord mit ihr verlobt war, ehe er fortging, und gegen sie falsch war, und sie im Stiche ließ, weil sie einen Streit mit einander gehabt hatten,“ fuhr die geschwätige Fifine fort. „Und das Stubenmädchen sagt, mein Lord liebe sie noch und wird seinen Aerger noch bitter bereuen. Es herrscht ein Aufruhr unter den Dienstleuten, meine Lady, und sie sind Alle Miß Mont's Freunde. Sie werden sie doch gewiß Alle entlassen, meine Lady?“

Bernice wurde bleich. Das thörichte Geschwätz des gedankenlosen Mädchens traf sie grausam. Miß Mont's Schönheit gewann im Vergleiche mit ihrer Einfachheit. Rog hatte ihr nie ein Wort von seiner Verlobung mit Sylvia gesagt. Schmerzliche Eifersucht erfüllte ihr leidenschaftliches junges

Herz. Dennoch zwang sie sich, mit einer gewissen Würde zu sagen:

„Sie müssen mir das Geschwätze der Dienstleute nicht hinterbringen, Fifine. Ich brauche nicht zu wissen, was in der Dienerschaftshalle gesprochen wird. Erfüllen Sie in meiner Gegenwart nur Ihre Pflicht, und Ihre Pflicht ist jetzt, mich anzukleiden.“

Fifine's Ptäuderzunge war damit zum Schweigen gebracht, und sie ging an ihre Aufgabe.

Bernice war bald angekleidet. Ihr Anzug war bräutlichweiß, bestehend aus schwerer Seide mit Ueberwurf von echten Spitzen, und die großen kostbaren Brillanten des Chetwynd'schen Familienschmuckes funkelten von ihrem Nacken, der Brust, den Armen und Ohren und aus ihren prächtigen Haaren. Das dunkle, edle Gesicht war noch bleich, aber ihre Augen leuchteten und strahlten schöner als alle Brillanten.

„So, jetzt können Sie gehen, Fifine,“ sagte Lady Chetwynd. „Und schicken Sie Jemanden zu Lord Chetwynd mit dem Auftrage, daß ich ihn zu sehen wünsche.“

Fifine entfernte sich.

„Es kann nicht sein, daß Rog je mit Miß Mont verlobt war,“ sagte Bernice aufgeregt zu sich selbst. „Er würde es mir gesagt haben. Ich will ihn fragen. Ich will wissen, ob er mich nur in Folge eines Streites mit ihr geheirathet hat.“

Sie erwartete ihren jungen Gatten in athemloser Spannung.

Siebentes Kapitel.

Die Minuten gingen vorbei und Lord Chetwynd erschien nicht bei seiner jungen Frau. Besuche waren im Schlosse angekommen und er war so beschäftigt mit ihnen, daß der Wirthschafter, dem die geschwätige Fifine ihren Auftrag übergeben hatte, es nicht wagte, ihn zu unterbrechen. Die junge Marquise ging ungestüm auf und ab und schaute fortwährend nach der kleinen Uhr auf dem Kamine. Ihre Seele schien in Flammen zu sein. Eine seltsame Eifersucht verzehrte sie. Der Gedanke, daß ihr Gatte, dessen Liebe ihr Leben war, Miß Mont geliebt hatte, mit ihr verlobt gewesen, also fast gebunden war, sie zu heirathen, war der stolzen, jungen Bernice furchtbar bitter.

„Er liebte sie zuerst,“ dachte sie. „Er liebt sie vielleicht noch. Wenn er sie einmal geliebt hat, muß er sie noch lieben. Er hat sie um meinetwillen im Zorn über eine wirkliche oder eingebildete Beleidigung verlassen, aber sein Herz wird zu ihr zurückkehren. Wie schön sie ist! Ich table Rog nicht, daß er sie liebt; aber was soll ich thun, wenn er meiner überdrüssig wird? O, ich kann nie eine ungeliebte Gattin sein — nie, niemals! Lieber sterben!“

Sie erschrak über sich selbst.

Aber als die Minuten weiter verstrichen, und der Marquis noch immer nicht kam, wurde die junge Frau ruhiger. Neue Gedanken erfüllten sie.

„Wenn ich meinen Gatten gewonnen habe, kann ich ihn auch festhalten,“ sagte sie stolz zu sich. „Selbst wenn diese Geschichte aus der Dienerschaftshalle wahr ist, bin ich schwach und thöricht, sie zu beachten. Wenn er Miß Mont je geliebt hat, ist er viel zu ehrenhaft, um jetzt nur an sie zu denken. Ich kann mich auf die Liebe meines Gatten wie auf eine sichere Stütze verlassen. Er wird mich nicht täuschen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Sie wollen schon gehen?“ fragte der gastfreundliche Verwalter. „Nicht doch, Archi! Ihre Abreise steht nahe bevor — bleiben Sie noch, damit wir von den früheren Zeiten reden!“

„Ich habe diesen Abend noch Geschäftssachen zu besorgen.“

„Wenn diese von Wichtigkeit sind, will ich nicht weiter in Sie bringen.“

„Auf mein Wort, von der größten Wichtigkeit,“ lautete die ernste Antwort des jungen Kaufmanns.

„So würden auch wohl unsere Bitten vergeblich sein?“ Miß Prayse.

„Ich muß wirklich allen Bitten Widerstand leisten, und sogleich aufbrechen.“

In diesem Augenblicke ward ein lautes Klopfen an der Hausthür vernehmbar, das, ebenso unerwartet, wie das erste an der Fensterscheibe, sämtliche Anwesende überraschte, Mrs. Prayse jedoch fast einen Nervenanzug zuzog, daß sie kaum vernehmbar zu fragen vermochte: „Was war das?“

„Nun, meine Liebe, ein Klopfen an der Hausthür,“ entgegnete ihr Gatte, „und wenn ich mich nicht irre, wird es von Job herrühren.“

Und Mr. Prayse hatte Recht, denn gleich darauf trat das Dienstmädchen mit einem Briefe ein, den sie ihrem Herrn übergab mit der Meldung, daß Job ihn von Aver Court gebracht habe, worauf dann der Ueberbringer aufgefordert ward, im Wohnzimmer des Verwalters zu erscheinen.

Dies that auch alsbald Job, den wir unter Buchen bei seinem Herrn kennen gelernt haben, und nachdem er Alle außer Mr. Hope begrüßt, von dem er seinen Blick abgewandt, stand er schweigend in der Mitte des Zimmers, bis der Verwalter den Brief gelesen, dessen Inhalt ihn einigermaßen in Verlegenheit versetzte.

„Sir William fordert uns auf, morgen auf Aver Court zu speisen,“ sprach er dann, zu Frau und Tochter gewandt, „eine sehr freundliche Einladung, die wir nicht wohl abweisen können. Archibald,“ fügte er leise zu diesem gewandt hinzu, „Sie haben doch nichts dagegen, daß wir sie annehmen?“

„Mein lieber Mr. Prayse, wie können Sie so fragen? Je mehr Gäste in dem alten Hause, um so fröhlicher wird es daselbst zugehen!“

Das scharfe Auge des alten Job heftete sich jetzt forschend auf den Sprecher, allein kein Zug seines Angesichts verrieth die Gedanken, die ihn beschäftigten.

„So wollen wir die Einladung annehmen, und Du, Agnes, kannst statt meiner die Zusage schreiben, Du wirst schon wissen, was Du zu setzen hast. Also morgen Abend um sechs Uhr zur Mittagstafel in Aver Court — viel Ehre in der That!“

Und Mr. Prayse, überwältigt von diesem Beweis von Güte seines alten Gebieters, athmete tief auf, während seine Tochter sich entfernte, eine Antwort für sich und ihren Vater

zu schreiben, mit der sie alsbald zurückkehrte und Job überreichte. Dieser wünschte den Anwesenden eine angenehme Nachtruhe, abermals ohne von Mr. Hope Notiz zu nehmen.

„Da geht der grämlichste, mürrischste Mensch von Carrisford,“ sagte Mrs. Prayse. „Sie, Archibald, sind dagegen ein Muster von Sanftmuth und Freundlichkeit!“

„Es freut mich sehr, dies zu hören!“

„Erinnern Sie sich Job's noch?“

„Ja, ganz gut! Er hat sich verändert, ist nur grauer und finsterner geworden! Weshalb fragten Sie vorhin, ob ich gestatten würde, daß Sie Sir William's Einladung annehmen?“

„Weil ich nicht wußte, ob Sie gern mit mir an Sir William's Tisch sitzen würden.“

„Weshalb nicht? Aber Sie?“

„Ich habe das Recht, meine Freunde zu wählen, wo es mir gefällt.“

„Wohl wahr. Aber Ihre Stellung?“

„Die wird mir bleiben. Sir William kann mich nicht entbehren! — Vielleicht denkt er, wenn die Wahrheit an's Tageslicht kommt, daß ich ihm über unsere Bekanntschaft hätte Mittheilungen machen können.“

„Und morgen wird die Wahrheit an's Tageslicht kommen!“

„Weshalb?“

„Weshalb noch länger damit hinter'm Berge halten? Habe ich etwas von ihm zu befürchten?“

„Nun, viel eben nicht; allein ich hasse alle Arten Scenen.“

„Ich ebenfalls; fast so sehr wie ich Sir William hasse!“

„O, Sie hassen ihn schon nicht mehr, sondern verstehen ihn, den alten Mann!“

„Der mich durch Höflichkeit und Complimente zu fangen denkt! Alter schwachkönniger Greis!“

Archibald Hope hatte sich bei diesen Worten hastig erhoben und der Verwalter fragte: „Sie wollen also wirklich fort?“

„Mit Ihrer Erlaubniß ja! Meine Zeit ist kostbar!“

Darauf verabschiedete er sich und trat den Weg nach dem Gasthause an.

Das Dorf Carrisford lag bereits in tiefer Ruhe da, fast in allen Häusern waren die Lichter erloschen, und die wenigen Fußgänger, denen er begegnete, meistens seine eigenen Arbeiter, die ihn jedoch in der Dunkelheit kaum erkannten.

Das einzige Wirthshaus, Relydale Arms, lag abseits vom Dorfe und hierher lenkte Archibald Hope seine Schritte. Rechts vom Eingang desselben sah er eins der Fenster erleuchtet, dem er sich schnell näherte und dann hineinblickte.

Eine Lampe brannte im Zimmer und beim schwachen Scheine derselben sah er, daß Der, den er zu finden erwartete, in tiefen Schlaf versunken dalag.

Lange und forschend ruhet' sein Auge auf dem Schläfer, bis er endlich sich abwandte und das Haus trat, wo der Wirth offenbar schon auf ihn gewartet hatte, und zuwortom-

mend sagte: „Der Herr, von dem Sie gesagt, ist gekommen, Sir. Ich habe ihn, wie Sie befohlen, nach Ihrem Zimmer gebracht.“

„Wie lange ist er hier?“

„Bereits eine gute halbe Stunde.“

Archibald Hope blickte prüfend auf seine Uhr, verabschiedete sich von dem Wirth und öffnete dann die Thür, die zu dem Zimmer, welches er sich für die ganze Dauer seines Aufenthaltes in seinem Heimathsdorfe gesichert hatte.

Sechstes Capitel.

Der unerwartete Freund.

Derjenige, der Relydale Arms vor Archibald Hope erreicht hatte, und daselbst in dessen Zimmer eingeschlafen, war ein junger Mann, wohl sechs- bis siebenundzwanzig Jahre alt. Der Eintritt des Kaufmanns weckte ihn nicht, und dieser näherte sich ihm leise, richtete die Lampe, daß sie heller aufflammete, und stellte sich dann an seine Seite, ihn ernst und gedankenvoll betrachtend.

Der Schläfer war ein schöner Mann, von fast zarter Gestalt, die kaum die mittlere Größe erreichte. Sein Haar, sein wohlgepflegter Bart war dunkel wie seine Gesichtsfarbe, und eine hohe, breite Stirn wölbte sich über sehr ausdrucksvolle Züge. Selbst dem nicht gerade aufmerksamen Beschauer mußte an dieser schönen Stirn eine tiefe Furche auffallen, die sich — und besonders jetzt — zwischen den dunklen Augenbrauen gebildet hatte, und ein Dritter würde mit Ueberraschung gewahrt haben, daß der aufmerksame Beobachter des Schlafenden dieselbe tiefe Furche an derselben Stelle besaß. Jedoch verließ sie beiden Gesichtern einen ganz verschiedenen Ausdruck; aus dem jüngeren sprach finsterner Zorn und alle schlimmen Leidenschaften; aus dem älteren in dem Augenblick nur schmerzliches, sorgenvolles Nachdenken.

„Da ist er also,“ flüsterte Archibald Hope, sich auf einen Stuhl niederlassend und den Schläfer fest im Auge behaltend, „endlich kommt er zu mir zurück.“

Seinen Augenblick noch zögerte er, dann aber erhob er sich, trat zu dem bewußlos Daliegenden, berührte sanft und leise seine Hand und sagte halblaut: „Maurice!“

Bei Nennung seines Namens fuhr dieser aus dem Schlafe empor, seine schwarzen Augen starrten wild, voll Erstaunen den Sprecher an, aber bald ihn erkennend, veränderte sich ihr Ausdruck und auffpringend, streckte er ihm mit dem Ausruf: „Archi, Archi Hope, bist Du's?“ die Hand entgegen.

„Ja, Maurice, ich bin's! Nach zehn Jahren der Trennung treffen wir hier, hier wo wir Abschied nahmen, wieder zusammen!“

„Wie kurz scheint mir diese Zeit!“ sagte Maurice Hope.

„Mir ist sie lang, sehr lang geworden!“ entgegnete der ältere Bruder, „und hat mir viele traurige Erfahrungen gebracht, von denen wir jedoch jetzt schweigen wollen. Allein die zehn Jahre, die Du von mir verlangtest, sind verfloßen, und wir halten die Zusage, die wir als Knaben geleistet!“

„Ja, und treffen hier zusammen, hier, wo die Vergangenheit mit düsteren Farben vor meine Seele tritt, und alle schrecklichen Erinnerungen mir in den Weg kommen!“

„In den Weg, Maurice?“

Der jüngere Mann schwieg einen Augenblick und sagte dann in ungleich milderem Tone: „Ja, in den Weg zu dem Leben, von dem Du mir unaufhörlich in Deinen Briefen

geschrieben hast, Archi! — Aber weshalb ließeß Du mich hierher kommen? Warum konnten wir uns nicht in Paris oder London wiedersehen?“

„Der Zufall und meine Geschäfte führten mich wieder nach Carrisford — doch ich habe Dir Alles in meinen Briefen erklärt.“

„Ja, es ist wahr,“ entgegnete Maurice Hope, und jener Mann, der mich einst in's Gefängniß brachte, ist jetzt ein Schuldner Deines Geschäftshauses, und verkauft seine Waldungen, um seine Schuld zu tilgen? — Nun, das ist so etwas von Vergeltung, die aber weit hinter dem Unrecht zurücksteht, das uns geschehen ist.“

„Maurice, wir waren thörichte Knaben, als wir in kindlichem Zorn davon sprachen, an diese Relydale's empfindliche Rache zu üben. Unser Vater hatte den Proceß verloren, das Recht an den Weg durch den Park ward uns abgesprochen, das Land, welches uns noch gehörte, confiscirt, und — unser Gegner konnte sich unserer Niederlage freuen! — Wir aber waren starrköpfige Gesellen, die sich für klüger als Gesetz und Rechte hielten und natürlich demgemäß handelten. Du schossest Job Fritten mit der Flinte, mit der er Dir gedroht, durch den Arm. Sir William benutzte diese Gelegenheit, uns seine ganze Wacht fühlen zu lassen, Du hattest Unrecht gethan, auf seinen Jäger zu schießen; dieser Anstich war das Gesetz gleichfalls, und — die Hope waren verloren!“

„Und Maurice Hope wanderte sechs Monate in's Gefängniß!“ jagte dieser mit finsterner Stirn. „Ich habe dies nicht vergessen, und die Zeit hat meine Gefühle gegen den Besitzer von Awer Court nicht gemildert!“

„Glaubst Du etwa, daß dies mit mir der Fall ist? Nein, in meiner Achtung ist er seitdem nicht gestiegen, allein er ist ein altersschwacher Gegner, und es würde Feigheit sein, jetzt noch auf empfindliche Rache zu sinnen. Ich möchte ihm nur beweisen, wie Unrecht er gethan, daß er sich gegen uns so hartnäckig gezeigt, und daß wir, von denen er damals eine so schlechte Meinung hegte, uns trotz aller Schwierigkeiten so weit emporgearbeitet haben, daß wir unser Haupt noch über ihn erheben können.“

„Das also soll Deine Rache sein?“ fragte der jüngere Bruder mit höhnischem Lachen. „Wahrlich! mich hat Sir William zu tief gekränkt, als daß ich so glimpflich mit ihm verfahren sollte, und ich würde ihn mit Freuden eben so tief erniedrigen, wie er mich erniedrigte, und seinen Stolz eben so schmerzlich verwunden, wie er den unsrigen verwundet hat!“

„Gieb diese Rachegebanken auf, Maurice,“ sagte Archibald in ruhigem Tone, „und höre den Vorschlag an, den ich auszuführen gesonnen bin.“

„Laß hören!“

„Sir William hat den Namen Hope, wie auch den Jüngling vergessen, der ihn unter den Buchen von Carrisford auflehnte, die Sache gegen seinen Bruder fallen zu lassen. Ich habe ihn diesen Abend besucht, er hat viel von seinem Stolz und seiner Härte verloren, und ich habe ihm die Zusage ertheilt, morgen mit meinem Freunde, der mich in Relydale Arms aufgesucht, bei ihm zu speisen. Morgen also werden die Brüder Hope an Sir Williams Tafel sitzen, und beim Nachtisch ihm die Geschichte ihrer Vergangenheit erzählen!“

„Nein, nein,“ entgegnete heftig der jüngere Mann, „Dein

Plan sagt mir nicht zu, ich verspreche mir keine Wirkung davon — —“

„Er wird diese unglückliche Fehde zu Ende bringen, und das Wort „finis“ unter die Geschichte unserer Vergangenheit setzen. Und habe ich mich einmal gegen ihn ausgesprochen, so wird Sir William nie wieder meine Ruhe stören! — Morgen beweise ich ihm, daß die Hope's wiederum mächtig in Carrisford sind, und ich trete ihm mit dem Manne entgegen, mit dessen Jugendvergehen er kein Mitleid hatte, und hinter dem er ruhig die Gefängnisthür sich schließen ließ!“

„Eine sonderbare Rache, die Du nach zehn Jahren übst, und die mich in eine wenig beneidenswerthe Lage bringt, Archibald! Alles, was ich seit jener Zeit zu vergessen gestrebt, ziehst Du wieder an's Tageslicht hervor.“

„In Carrisford war damals fast Jedermann auf Deiner Seite, und Alle beklagten unsere traurige Lage; so werden sie sich denn gewiß über das freuen, was ihnen kein Geheimniß bleiben kann. Auch werden sie unserer hier noch lange gedenken, wenn wir längst diese Gegend verlassen haben!“

„Die Sache kann aber auch nicht den von Dir gehofften Verlauf nehmen — —“

„Daran ist kaum zu denken!“

„Du scheinst wirklich so fest von Deinem Erfolg überzeugt zu sein, daß ich diesen Abend Deinen Entschluß nicht weiter zu erschüttern suchen will. Dazu bin ich ermüdet von der Reise, ganz und gar in Deiner Gewalt — —“

„Laß uns morgen, ehe ich in den Park hinunter gehe, weiter darüber sprechen! Du nimmst die Sache viel zu ernst, Maurice!“

„Gieb mir Zeit, darüber nachzudenken — und plaudern wir jetzt von unsern persönlichen Angelegenheiten.“

„Wie Du willst, Maurice. Sage mir jetzt vor allen Dingen, ob es Dir gut geht?“ fragte plötzlich ernster und gedankenvoller geworden, der ältere Bruder.

„Ja, Dank Deiner letzten Sendung, die ich Dir jetzt wiedererstaten kann.“

„Nun, wenn Du das Geld füglich entbehren kannst!“

„Du bist wirklich ein musterhafter Bruder!“ rief Maurice. „Leihst Dein Geld ohne jegliche Sicherheit und ohne Zinsen einem Verschwender wie mir!“

„Du bist der Einzige auf der Welt, der meinen Reichtum mit mir theilen kann, Maurice, und Dein Wohlergehen beschäftigt mich eben so sehr wie das meinige! — Dennoch ziehst Du es vor, fern von mir zu leben, und hältst mich dadurch in steter Sorge um Dich!“

„Du vergiffest, Archi, daß ich ein Mann bin, der die Kunst, in der Welt fortzukommen, zur Genüge inne hat!“ — Dazu fließt das einst so feurige Blut ruhiger und Jugendungestüm und Jugendthorheit liegen weit hinter mir! Die sechs Monate im Gefängniß verlebt, haben mich schnell zum Manne gereift!“

Maurice Hope schwieg nach diesen bitteren Worten, und sein älterer Bruder heftete abermals ernst und gedankenvoll sein Auge auf ihn. Plötzlich erhob er sich, schellte und fragte den eintretenden Aufwärter, ob sein Zimmer für ihn bereit sei. Als dieser seine Frage bejaht, schützte er Müdigkeit nach der Anstrengung des Tages vor, verabschiedete sich von seinem Bruder und folgte dem Kellner.

Als er sein Schlafgemach erreicht, sank er auf einen Stuhl, stützte seine Arme auf den Tisch, barg sein Gesicht in

den Händen, und überließ sich seinen Gedanken. Diese mußten finsterner Art sein; halblaut murmelte er heftige Worte, furchtbare Flüche entschlüpften seinen Lippen, und als endlich die Hände von dem vor Kurzem noch so schönen Gesicht herabsanken, war dies bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

„Ich gehe,“ sprach er in entschlossenem Tone, „ich will dieser treuen Seele einige Zeilen hinterlassen, die irgend glaubbare Gründe enthalten, und dann in aller Stille verschwinden. Wie unüberlegt und dumm habe ich gehandelt hierher zu kommen, weshalb verlangte ich ihn zu sehen?“

Dann griff er in seine Tasche, offenbar einen Gegenstand suchend, den er nicht sogleich finden konnte. Verdrießlich warf er Cigarrentasche, Schnupftuch, Handschuh und einige Papiere zur Erde, bis endlich er das Gesuchte, ein kleines Notizbuch fand. Emsig begann er zu schreiben, als zu seinem nicht geringen Erstaunen die Thür geöffnet ward, und das offene Antlitz seines Bruders sichtbar wurde.

„Ich dachte mir wohl, daß Du noch auf sein würdest,“ sagte Archibald Hope. „Weshalb aber bist Du nicht zu Bette gegangen, Maurice, da Du doch so ermüdet warrst?“

„Ich hatte noch meine Ausgaben des verflossenen Tages einzuschreiben,“ entgegnete dieser, schnell sich fassend, denn das unerwartete Eintreten seines Bruders hatte ihn überrascht, „ich pflege dies jeden Abend zu thun.“

„Eine weise Gerechtigkeit, die ich Dir kaum zugetraut! Weshalb aber hast Du so unaufhörlich mit den Füßen gestampft? Hat Dich Jemand übervortheilt?“

„Wahrscheinlich, wenn ich dies wirklich gethan.“

„Es dröhute durch's ganze Haus,“ entgegnete Archibald.

„Ich hatte noch einige Briefe in meinem Zimmer hier unter dem Deinigen zu schreiben, der Lärm aber ließ mich nicht dazu kommen. Ich habe Dir noch etwas zu sagen, Maurice.“

„So tritt ein!“

Archibald folgte dieser Aufforderung, nahm einen Stuhl und setzte sich zu seinem Bruder.

„Maurice,“ begann er, „ich habe über unser voriges Gespräch nachgedacht, und gebe Dir Recht, daß es im Ganzen genommen eine jämmerliche Genugthuung ist, uns unter falscher Fahne in Auer Court als Sir William Helydale's Gäste einzuschleichen. Auch kann es Dir keinesfalls angenehm sein, ihm gegenüber zu treten, und gewiß hat dieser Gedanke Dich noch mehr aufgeregt. Ich will mich morgen schriftlich bei dem Baronet entschuldigen, und ihm erklären, weshalb ich nicht bei ihm speisen kann, oder ich werde allein zu ihm gehen, und ihm beim Abschied sagen, woher mein Haß und meine Abneigung gegen ihn stammen. Keinenfalls aber will ich Dich in diese Sache hineinziehen.“

„Gut, Archi, und ich danke Dir für diese Rücksicht.“

Maurice Hope steckte bei diesen Worten sein Notizbuch in die Tasche, ergriff sein Cigarrenetui und dies seinem Bruder hinhaltend, fuhr er fort: „Laß uns noch eine Stunde plaudern, Archi! Meine Müdigkeit ist verschwunden, und ich bin frisch und munter wie nach einer langen Nachtruhe.“

„Nein, ich danke Dir!“ entgegnete der ältere Bruder, in so verändertem, heftigem Ton, daß Maurice erstaunt zu ihm aufblickte und diese Veränderung nicht begreifen konnte.

Allein Archibald Hope hatte zufällig zu Boden geblickt, dort einen Handschuh liegen sehen, diesen aufgenommen und ihn nun seinem Bruder hinhaltend, sagte er: „Du hast Deinen Handschuh fallen lassen, Maurice!“

„Möglich, es werden noch andere Sachen von mir dort liegen!“ und damit nahm er sein Eigenthum zurück. „Du willst also wirklich gehen?“

„Ja, ich muß früh aufstehen, die Leute gehen schon um fünf Uhr an die Arbeit. Gute Nacht, Maurice!“

Und ohne seinen Bruder weiter anzusehen verließ er das Zimmer.

In dem feintigen angekommen, suchte er hastig nach einem Gegenstand in seiner Rocktasche, den er alsbald fand. Es war ein feiner, grauer Handschuh, derselbe, den er unterhalb der Terrasse von Aver Court gefunden.

„Ich beklage ihn,“ flüsterete er dann und die tiefe Furche zwischen seinen Augenbrauen trat deutlicher denn je hervor, und weit von sich warf er den Handschuh, der unfehlbar seinem Bruder gehörte. „Aber ich beklage auch sie!“ fügte er einen Augenblick später hinzu.

Siebentes Capitel.

Im Park.

Spät noch in jener Nacht arbeitete Archibald Hope. Er hatte Briefe zu schreiben, Pläne durchzusehen — die große Firma am Clyde verfolgte unablässig seine Schritte und ließ ihn nicht auf lange zur Ruhe kommen.

Hatte ihn aber die Arbeit schon ermüdet, daß er so oft die Feder ruhen ließ, anstatt wie sonst schnell und gewandt in derselben fortzufahren? Oder hatte sich seiner eine bisher nicht gekannte Unruhe und Besorgniß bemächtigt, die zugleich seine Stirnfalte noch tiefer grub? Wir geben keine Antwort auf diese Fragen, gewiß aber ist's, daß Archibald Hope finster und sorgenvoll in die Zukunft zu schauen begann.

Die Uhren im Hause schlugen zwei, als Archibald seinen kostbaren Schreibkasten schloß; allein der langen Tagesarbeit waren auch seine Kräfte gewachsen, und kaum schlug es fünf, als frisch und rüstig er schon wieder der Arbeitsstätte zuschritt. Aber auch auf diesem Wege schienen ungewohnte Gedanken ihn zu beschäftigen und auf ihn einzuwirken, denn anstatt sonst beim Beginn der Arbeit sich seine Wangen höher färbten und seine braunen Augen lebhafter strahlten, drückte jetzt jeder Zug seines Antlitzes Kummer und Besorgniß aus.

Kummer und Besorgniß aber hatten sich seiner schon so sehr bemächtigt, daß er fast Alles um sich her unbeachtet ließ, und die ihm begegnenden Arbeiter sich fragend und überrascht anblickten, als er ihren Morgengruß unerwiedert ließ, er, der stets für Alle ein freundliches Wort gehabt hatte.

Mit demselben traurigernsten Antlitz trat er in die Waldung und sah hier einen Augenblick dem Fortschritt des Zerstörungswerkes zu. Es war ein belebtes Bild, dessen er sich sonst gefreut hätte, denn mit frischen Kräften waren die Männer an ihre schwere Arbeit gegangen und der Wald tönte von dem Geräusch ihrer Sägen, wie von den Schlägen ihrer Aexte wieder, das zugleich Schaaren von Raben und Krähen aufscheuchte, die mit heiserem Geschrei davon flogen, als wollten sie gegen dieses Zerstörungswerk ihres sonst so friedlichen Aufenthaltes Einsprache thun! —

Archibald Hope sah überall nach, erteilte Befehle, gab Anweisungen, sprach mit einigen der Aufseher und wandte sich dann der Hügelseite zu, wo bald die Buchen von Carrisford vor ihm lagen. Plötzlich wurzelte sein Fuß am Erdboden, denn ungefähr fünfzig Fuß höher als er stand eine

weibliche Gestalt, die mit ungetheilter Aufmerksamkeit das vor ihr befindliche Bild beobachtete.

Ein Blick überzeugte ihn, daß er Miß Relydale vor sich sähe, sie selbst, die seit dem vorigen Abend ihn mehr beschäftigt, als er sich gesehen möchte.

Da stand sie, still und regungslos, und ihre Züge, die zuerst das größte Staunen ausgedrückt, verriethen jetzt nur noch tiefe Trauer über das, was sie vor sich sah. Dicht an ihrer Seite stand ein großes, sehr schönes Windspiel, welches seine Aufmerksamkeit zwischen den Holzhauern tief unten im Grunde und seiner lieblichen jungen Herrin theilte, zu deren Angesicht es jeden Augenblick seine Blicke erhob, wie um sich zu überzeugen, daß sie wirklich wiedergekehrt sei, sie, nach der es sich so lange gesehnt hatte.

Archibald Hope beobachtete die Dame mit demselben Ernst, mit dem er das Leben überhaupt betrachtete. Sein Auge verrieth dabei keine Bewunderung, und dennoch war sie seiner ganzen Bewunderung würdig, diese anmuthige Gestalt, vom Glanz der Morgensterne umstrahlt, mit der ernstesten Trauer in dem schönen jugendlichen Angesicht. Sein einziger Gedanke war, daß sie fast noch zu jung sei, um schon ein Liebesverhältniß zu unterhalten, welches sie zwang, heimliche Zusammenkünfte mit ihrem Geliebten zu haben, die ihrer unwürdig waren und bei denen sie ihre Ehre und ihren guten Ruf auf's Spiel setzte.

Dieser Gedanken überdrüssig, stieg er langsam den Hügel wieder hinab. Der Hund, dicht bei seiner Herrin, mußte ihn gesehen haben, denn er schlug an, und gleich darauf hörte er in fast bittendem Tone seinen Namen rufen.

Mr. Hope blickte sich langsam um, zog dann seinen Hut und stieg den Berg wieder hinan. Als er Miß Relydale erreicht, streckte sie ihm mit einem Gruß ihre Hand entgegen, die er nur zögernd ergriff, wie er nur zögernd ihren Morgengruß erwiderte. Das entging ihr nicht, und überrascht heftete sie einen Moment ihre großen dunklen Augen auf die seinen, ließ sie jedoch bald sinken, denn kalt und forschend blickten ihr jene entgegen.

Dieser Blick, den sie schon am vorigen Abend bemerkt, war mehr als bezeichnend für den Mann, der so plötzlich ihren Lebenspfad durchkreuzt hatte, den sie als einen Freund ihres Großvaters betrachten sollte, und dessen ihr unerwartete Anwesenheit in Aver Court jetzt zur Genüge erklärt war.

„Darf ich wegen der Verheerungen, die ich hier sehe, und die während meiner Abwesenheit vorgenommen sind, eine Frage an Sie richten, Mr. Hope?“ sagte sie dann.

„Gewiß, Miß Relydale.“

„Es ist Ihnen also in Bezug auf dieselben von Ihrem Freunde kein Schweigen auferlegt?“

„Von meinem Freunde?“ fragte er erstaunt.

„Ich hätte sagen sollen, von meinem Großvater!“ entgegnete sie in gemessenem Ton.

„Ah! der Herr, dessen Freundschaft ich gestern Abend rüdwies, da ich keinen Anspruch darauf habe!“ sprach Archibald Hope. „Nein, er hat mich durchaus nicht aufgefordert, die Sache als ein Geheimniß zu behandeln. Wie wäre das auch möglich? Unsere Arbeit, wie Sie hier sehen, läßt nur allzu deutliche Spuren zurück!“

„Was aber konnte meinen Großvater veranlaßt haben, die schönen Waldungen von Carrisford zu verkaufen? Wenn er auch excentrisch ist, so hat doch sein Geist noch nicht gelitten, dies hier aber übersteigt jede Excentricität!“

„Da haben Sie Recht!“

„Weshalb denn hat er es gethan? Sprechen Sie doch, denn Sie scheinen mir nicht der Mann zu sein, der eine Antwort scheut. Sie können auch keinen Grund haben, mich hintergehen zu wollen.“

„So hassen Sie den Betrug?“

Eleanor Nelydale heftete verwundert ihr Auge auf den Sprecher, der abermals sie ernst und forschend betrachtete und antwortete: „Ja, Mr. Hope, ich hasse jeden Betrug, allein ich sehe nicht ein, daß das so bewunderungswürdig ist, und bitte Sie, zu unserem eigentlichen Gespräch zurückkehren zu wollen. Sagen Sie mir also, weshalb Ihre Leute den Park seiner schönen, mir so lieben Bäume berauben?“

„Ich möchte lieber, Sie legten Sir William Nelydale diese Frage vor!“

„Er wird die Antwort zu umgehen suchen, die Sie mir ertheilen werden. Er wird mich mit vielen langweiligen Gründen zu trösten suchen — mir seine Theorien von mehr Luft und Licht entgegenhalten, — und doch bin ich kein schwaches, einfältiges Kind mehr, sondern ich vermag die Wahrheit zu hören und zu ertragen, und sollte ich auch das Schlimmste erfahren müssen!“

Erstaunt, überrascht blickte Archibald Hope auf das junge Mädchen, das mit so großer Offenheit, mit so vielem Freimuth sich ihm gegenüber aussprach.

War das dieselbe Miß Nelydale, die, wie er nur zu gut wußte, am Abend zuvor auf der Terrasse mit seinem eigenen Bruder eine heimliche Unterredung gehabt hatte? Wenngleich er hiervon fest überzeugt war, war er doch auch wieder geneigt, ihren Worten Vertrauen zu schenken, und das, was er gesehen, nur für einen Traum zu halten.

Allein er zögerte dennoch, und dies bemerkend und falsch deutend, sagte Miß Nelydale: „Mr. Hope, Sie sind gewiß beauftragt, mir nicht die volle Wahrheit zu sagen, sondern irgend ein Märchen oder eine Entschuldigung zu erfinden, welches beides mir zum Trost oder zur Unterhaltung dienen soll. Es ist leider noch immer Sir Williams Idee, daß mir jeder Kummer und jede Sorge erspart werden muß.“

„Nein,“ entgegnete jetzt ernst der junge Mann, „mir ist nicht der Auftrag geworden, Ihnen irgend Etwas zu verheimlichen, und ich würde diesem auch nicht Folge leisten. Gleich Ihnen liebe ich es, der Wahrheit in's Auge zu schauen, möge diese auch bitter und traurig sein!“

„So lassen Sie mich endlich die Wahrheit erfahren,“ sagte fest und entschieden das junge Mädchen.

„Sir William hat seine Waldungen zum Verkauf ausgeben, und die Firma, deren jüngerer Theilhaber ich bin, hat sie an sich gebracht.“

„Das ganze Holz von Carrisford? Sollen alle Bäume des Parks gefällt werden?“

„Ja, im Laufe der Zeit.“

„Wie lange wird dies währen?“

„Drei Jahre.“

„In drei Jahren soll das schöne Gut vermüthet werden?“ rief Eleanor Nelydale mit hochgerötheten Wangen. „Sir William hätte mich zu Rathe ziehen sollen, ehe er einen so

schrecklichen Entschluß zur Ausführung gebracht. Sie lächeln, Mr. Hope? Darf ich fragen weshalb?“

„Nur bei dem Gedanken, daß Sir William sich von seiner Enkelin Rath holen sollte, um eine Sache auszuführen, die er für gut befunden,“ entgegnete ruhig Archibald Hope.

„Ich hätte nicht allein ihm Rath ertheilen, sondern auch diesen Kain hier verhüten können,“ erwiderte das erregte junge Mädchen, „hätte er einfach zugegeben, daß man mich — — doch wozu noch weiteres Reden? Ihr Geschäft ist's jetzt, eins der schönsten Güter Englands seines herrlichsten Schmuckes, seines größten Reichthumes zu berauben!“

„Darin haben Sie in der That Recht!“

„Und ich beneide Sie deshalb nicht!“ sagte sie in fast verächtlichem Tone.

Mr. Hope verbeugte sich. Der Familiencharakter der Nelydale trat ihm hier wieder deutlich entgegen; diese Selbstsucht, die er haßte und verabscheute, und die Alle, welche ihr zu nahe traten, mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgte. Er war daher fast froh, als sie sich nach kurzem Gruß dem Hause zuwandte, obgleich er gern eine Frage an sie gerichtet, deren Beantwortung ihm gewiß das Geheimniß des vergangenen Abends aufgeklärt hätte, das noch immer seine Gedanken beschäftigte.

Zu seiner Ueberraschung wandte sie sich um, kehrte einige Schritte zurück und sagte fast heftig: „Nach einem Jahre habe ich die Macht, diese Besitzung vor fernerer Verwüstung zu schützen! — Ich werde dann mündig und so viel ich weiß, reich sein. Werden Sie mir gestatten, daß ich mich dieser Macht dann bediene, Mr. Hope?“

„Ich zweifle kaum, daß meine Geschäftstheilhaber Ihren Vorschlag in Betracht ziehen werden, Miß Nelydale!“

„Und Sie selbst?“

„Ich werde meine persönlichen Gefühle in dieser Sache zum Schweigen zu bringen wissen!“

„Ihre persönlichen Gefühle?“

„Gestatten Sie mir diese Erklärung bis auf diesen Abend zu verschieben, wo mein Freund und Verwandter, Mr. Maurice Hope aus Paris, die Ehre haben wird, mich nach Ader Court zu begleiten.“

Wieder dieser ernste forschende Blick, der bereits sie aufzuregen begann. Sie ertrug ihn jedoch mit der größten Ruhe und fragte nur: „Sie haben Verwandte in Paris?“

„Ja, und möglich wäre es, daß Sie diesen Herrn kennen.“

„Ist er ein Geschäftsmann? Kauft er vielleicht gleichfalls Bäume?“

„Nein, das thut er nicht. Maurice Hope hat eine Anstellung als Postbeamter gefunden, und nimmt schon eine bedeutende Stellung ein.“

„Wirklich?“ entgegnete sie ruhig. „Ich glaube nicht, bis jetzt die Ehre zu haben, den Herrn zu kennen!“

Und sich nach einer leichten Verbeugung entfernend, überließ sie Mr. Hope seinen ferneren Gedanken und Vermuthungen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung)

„Ihr Urtheil ist außerordentlich schmeichelhaft für mich, doch nicht ganz zutreffend. Wäre ich wirklich ein Meister in meinem Fach, dann hätte mir es doch gelingen müssen, eine Spur Ihrer Berauber zu entdecken.“

„Lassen Sie doch dieses unerquickliche Thema! Seien wir fröhlich mit den Fröhlichen! Kommen Sie, — zunächst zum Buffet, das uns neue Kräfte gewähren soll.“

Er faßte den jungen Mann unter den Arm und schritt mit ihm dem Ausgange nach dem Restaurationssaale zu. Unmittelbar vor der Thür wandte er sich nochmals um, so daß die dort brennende Girandole sein markirtes Gesicht mit hellstem Lichte überstrahlte, und ließ seine Blicke in dem künstlichen Gärthen umherschweifen.

„Recht hübsch und geschmackvoll,“ bemerkte er und vertiefte sich dann in die Betrachtung einzelner Statuen, Gewächse und der Fontaine.

Einen Augenblick früher hatte Graf Lindenström der „scharfen Mali“ den Arm gereicht, um sie in den Speisesaal zu geleiten. Beide traten von der Fontaine zurück in den Schatten eines Rosenstrauches. In diesem Momente fiel des Grafen Blick auf den corpulenten Herrn und alsbald fuhr er heftig erschrocken zusammen, ließ den Arm des Mädchens fahren, sprang hinter das Bosquet und riß die Larve vor das Gesicht. Mali hatte gerade noch Zeit gehabt, wahrzunehmen, daß aschfahle Blässe sein eben noch hochrothes Gesicht gebleicht hatte.

„Was ist geschehen?“ fragte sie bestürzt.

Er zog sie hinter den Strauch.

„Sehen Sie jenen beleibten Herrn?“

„Nun?“

„Es ist der Bojar.“

„Wie? Der Bojar, dem Sie 12,000 Gulden im Spiel abgewonnen haben?“

„Derselbe.“

„Wie kommt er denn hierher? Sie und Alle versicherten mir doch, daß er schon vor acht Tagen Wien verlassen hätte?“

„Er war auch wirklich abgereist, darüber besteht kein Zweifel. Der „Zinke“ (Spion), durch den wir ihn bewachen ließen, ist zuverlässig und uns treu ergeben.“

„Nun ist er aber doch wieder hier.“

„Leider. Seine Abreise ist zweifellos nur eine von der Polizei ausgeklügelte Finte gewesen, um uns in Sicherheit zu wiegen. Glücklicher Weise sind wir noch nicht in die Falle gegangen und werden es auch nicht.“

„Guter Gott, ich zittere für Albin's Sicherheit. Sobald der Bojar sich dem Speisesaal zuwendet, muß er ihn bemerken.“

„Ja, Albin's Situation ist bedrängt. Ich möchte fast darauf schwören, daß der Begleiter des Bojaren der Polizei angehört.“

„Sie muthmaßen ganz richtig. Es ist ein Detektive und sogar einer der geschicktesten.“

„Sie kennen ihn?“

„Ja wohl, ganz genau. Es ist der Detektive Malktenberger.“

„Dann ist es auf uns abgesehen. Eilen Sie, Albin zu warnen. Ich darf das selbstverständlich nicht, sondern werde mich sofort drücken.“

„Schicken Sie Einige der Unseren dem Detektive auf den Hals.“

„Es soll geschehen. Und nun eilen Sie, ehe es zu spät wird.“

Es war schon zu spät.

Der Bojar hatte sich nach dem Speisesaal gewendet und musterte die lustige Gesellschaft. Plötzlich zuckte er zusammen und preßte den Arm Malktenberger's so krampfhaft, daß der Detektive ganz bestürzt wurde.

„Sind Sie unwohl geworden?“ fragte er.

„Wir haben sie,“ rief der Bojar mit halblauter, vor Erregung bebender Stimme.

„Wen?“

„Die Gauner — Einen von ihnen —“

„Wo — wo?“

„Dort drüben, — der schwarze Ritter, — es ist der angebliche Baron Wiedenau.“

Der Detektive stieß einen Ausruf der freudigsten Ueberaschung aus. Seine Augen sprühten Blitze.

„Sie irren sich doch nicht?“ fragte er den Walachen.

„Ich gäbe meine Seligkeit hin für die Gewißheit, daß der schwarze Ritter und der Baron Wiedenau ein und dieselbe Person sind.“

„Gut; dann wollen wir ihn fassen. Eilen Sie zum wachhabenden Kommissär — ich habe Ihnen, als wir das Gebäude betraten, das Inspectionszimmer gewiesen.“

„Ich weiß, — unmittelbar neben dem Eingang.“

„Ganz richtig. Sagen Sie dem Kommissär, daß er so freundlich sein möchte, sofort mit einigen Sicherheitswachmännern herzukommen.“

„Es soll geschehen, doch verzeihen Sie eine Frage: Weshalb verhaften Sie den Gauner nicht?“

„Sehen Sie nicht, daß er in der Mitte von zwanzig Complicen sitzt?“

„Wie — Sie meinen, daß alle jene vornehm aussehenden Herren —“

„Insgesammt Gauner sind oder mindestens catilinarrische Existenzen. Sehen Sie nur die confiscirten Physiognomien. Wenn ich den Pseudobaron, der, wie es scheint, ein Gelage giebt, verhaften wollte, ohne Assistenz einiger uniformirter Polizisten, würde ich voraussichtlich die allerschönsten Prügel, aber keineswegs den Hochstapler bekommen. Eilen Sie deshalb. Ich vergehe vor Ungeduld.“

Die Beiden waren so aufgereggt, daß sie nicht daran dachten, den Ton ihrer Stimme zu dämpfen. Es entging deshalb kein Wort ihres Zwiegesprächs der „scharfen Mali,“ die kaum zwei Schritte von ihnen entfernt hinter einer Aloë lauschend stand. Sie hatte die seidene Halbmaske wieder vor

das Gesicht genommen, so daß man nicht gewahren konnte, wie jeder Tropfen Bluts aus ihrem blühenden Gesichte verschwunden war.

Als der Bojar, so rasch es seine körperliche Schwere gestattete, davoneilte, schlüpfte Mali an dem Detektive, der ihrer nicht achtete, vorbei in den Speisesaal. Sie begab sich nicht geraden Wegs zu dem Baron Rackiwicz alias Wiedenau, damit Maltenberger nicht vielleicht argwöhnen solle, daß sein Vorhaben bekannt sei, sondern sie schlich an der Wand entlang zu der Tafelrunde, wo sie mit lautem Jubel bewillkommnet wurde.

Mali achtete dieser Ovation nicht, vielmehr setzte sie sich auf ein Knie des Barons, schlang aus anscheinend übergroßer Zärtlichkeit die Arme um seinen Nacken, schmiegte ihren Kopf an seine Wangen, so daß Maltenberger nicht sein Gesicht zu sehen vermochte, und flüsterte ihm zu:

„Albin, die Polizei ist Dir auf der Ferse.“

Der Baron erbehte.

„Woher weißt Du das?“

„Sieh' den jungen Mann in der Thür zum Wintergarten, — es ist ein Detektive, der Dich verhaften will.“

„Aus welcher Ursache?“

„Wegen Deiner Affaire mit dem Bojaren.“

„Woher weiß er denn —“

„Der Bojar ist in Wien, — hier im Dianasaal — er hat Dich erkannt. Frage jetzt nicht, später erzähle ich Dir Alles. Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Der Bojar ist nach dem Inspektionzimmer gegangen, um den Kommissär zu holen. Nach wenigen Minuten kehrt er zurück und dann ist ein Entrinnen nicht mehr möglich.“

„Fort dann!“ rief der Baron, dessen Gesicht der Schreck verzerrt hatte, und wollte aufspringen.

Das Mädchen hielt ihn zurück.

„Ruhig, überstürze nichts,“ mahnte sie; „wenn Du die Besonnenheit verlierst, bist Du selbst verloren.“

Dann wandte sie sich an die Gesellschaft.

„Wir entfernen uns auf wenige Minuten,“ sagte sie, „dann aber wollen wir um so lustiger sein. — Schani, kommen Sie mit!“ gebot sie einem Bechgenossen, der das Kostüm eines Türken trug.

Dieser gehorchte. Mali faßte die beiden Männer unter die Arme und eilte mit ihnen durch die Thür des Speisesaales, welche direct in den Tanzsaal führt.

Wie der Blitz durchstürmte der Detektive den Wintergarten. Als er in den Hauptsaal trat, gewahrte er die Drei inmitten des Maskengewühls. Eilig wollte er ihnen nach, doch kam er nicht weit. Unfern von ihm war Graf Lindenström alias Ballerstadt mit einigen Genossen aufgetaucht.

„Der dort ist es,“ flüsterte er seinen Spießgesellen zu, „macht Eure Sache gut!“

Als Maltenberger einige Schritte vorwärts gethan hatte, kam die ganze Sippschaft, scheinbar betrunken, ihm entgegen und Einer stieß heftig mit ihm zusammen. Als bald umringte ihn die ganze Kotte, ihn schmähend und drängend. Er suchte sich gewaltsam einen Weg zu bahnen, verschlammerte dadurch indeß seine Lage nur. Die drei Verfolgten verlor er selbstverständlich ganz aus den Augen und als endlich nach mehreren Minuten der Kommissär herbeieilte und die Sippe nach allen Seiten auseinanderstob, war weder vom schwarzen Ritter, noch vom Türken, noch von der scharfen Mali eine Spur zu entdecken.

Der Detektive theilte dem Kommissär in fliegender Hast das eben Vorgefallene mit.

„Lassen Sie es gut sein,“ tröstete dieser, „unbemerkt hinaus kann der Gauner nicht, denn ich habe das Einfahrts- thor und die Garderobe mit Wächtern besetzt und diesen den Befehl erteilt, den schwarzen Ritter nicht hinaus zu lassen.“

„Dann werden, — müssen wir ihn bekommen. Wo kann er sich versteckt haben?“

„Er wird in einer Nische sein.“

„Sie haben recht. Die Nischen müssen wir untersuchen. Eilen wir an's Werk!“

Die Beamten nebst dem Bojaren, welchem diese Gaunerhege augenscheinlich außerordentliches Vergnügen bereitete, wandten sich den Nischen zu. Den kürzesten Weg mitten durch den Saal durften sie nicht einschlagen, denn das ungewöhnliche Aufsehen, welches sie erregt haben würden, wäre ihnen nicht eben förderlich geworden. Sie wählten deshalb den Umweg unter den Colonnaden, kamen aber auch hier langsam genug vorwärts, so daß wieder mehrere Minuten verstrichen, ehe sie die erste Nische erreichten. Maltenberger war gerade im Begriff, die momentanen Bewohner derselben „im Namen des Kaisers“ zum Oeffnen der Thür aufzufordern, — die Nischen, welche von zärtlichen Pärchen mit Beschlag belegt werden, bleiben so lange von innen verschlossen, als die Darinweilenden ungestört zu kosen wünschen, — als aus einer der letzten Nischen der Türke heraustrat, gravitatisch, wie es seine Tracht erheischte, in das Gewühl der Masken hineinschritt und bald verschwand.

Der Detektive hatte ihn augenblicklich bemerkt.

„Der Türke,“ rief er hastig; „in jener Nische muß also der schwarze Ritter sich befinden.“

Alle eilten nach der Nische. Die Thür derselben war unverschlossen. Maltenberger riß sie auf. Ein lauter Schreckensschrei ertönte. Die scharfe Mali hatte ihn ausgestoßen; wie es schien, vor Bestürzung darüber, daß man sie während eines zärtlichen tête-à-tête mit einem Manne überrascht hatte. Dieser Mann trug das Kostüm eines schwarzen Ritters. In dem Augenblicke, wo die Thür aufgerissen wurde, hatte er die Maske vorgenommen.

Der Detektive eilte zu ihm, berührte ihn ziemlich unsanft und rief:

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie, Baron Wiedenau!“

„Sie irren sich in der Person,“ sagte der schwarze Ritter gelassen, „ich heiße weder Wiedenau, noch bin ich Baron.“

Gleichzeitig entledigte er sich der Maske. Maltenberger fuhr wüthend zurück; vor ihm stand nicht der angebliche Baron Wiedenau, sondern eine bekannte catilinarische Existenz, welche den Spitznamen „Freiherr von Schani“ führte.

„Sie haben die Kostüme vertauscht,“ schrie der Detektive in hellem Zorne, „der Türke war der Gaunerbaron.“

Er stürmte, vom Bojaren gefolgt, hinaus, um womöglich den Pseudobaron noch zu fassen.

Der Kommissär blieb in der Nische.

„Das soll Ihnen theuer zu stehen kommen,“ rief er dem schwarzen Ritter drohend zu.

„Was denn?“ fragte dieser mit nicht erheuchelter Verwunderung. „Wollen Sie mir nicht erklären —“

„Stellen Sie sich doch nicht so naiv,“ unterbrach der Beamte ihn ungeduldig. „Sie wollen mir doch nicht einreden,

daß Ihnen der wahre Charakter des angeblichen Baron Wiedenau unbekannt sei?"

„Das kann ich um so eher behaupten, als mir ein Baron Wiedenau selbst gänzlich unbekannt ist,“ betheuerte Schani so lebhaft, daß der Kommissär doch irre zu werden begann.

„Wie?“ rief er; „Sie kennen jenes Individuum, mit dem Sie das Kostüm getauscht haben, nicht?“

„Sie meinen den Baron Radwicz? Den kenne ich allerdings.“

„Baron Radwicz und Baron Wiedenau sind ein und dieselbe Personage.“

„Das ist mir ganz neu.“

„Und dieser angebliche Baron Radwicz oder Wiedenau ist ein gefährlicher Gauner.“

„Ach,“ rief der schwarze Ritter mit dem Ausdrucke so aufrichtiger Bestürzung, daß des Kommissärs Argwohn fast ganz verschwand. „Nun begreife ich Ihre Indignation. Sie wollten den Baron Radwicz verhaften und sind nun der Meinung, daß ich denselben zur Flucht verholfen habe?“

„Das ist allerdings meine Ansicht.“

„Da würde ich mich ja selbst eines Vergehens gegen das Strafgesetz schuldig gemacht haben?“

„Sie werden auch zur Verantwortung gezogen werden; dessen können Sie sicher sein.“

„Herr Kommissär,“ versicherte Schani, „ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß ich den Charakter dieses — dieses Barons nicht gekannt habe. Der Baron Radwicz, das Muster eines feinen Kavalliers, ein Gauner! Ich falle aus den Wolken. — Daß ich mit ihm das Kostüm gewechselt habe, geschah aus dem Grunde, weil er mir vorschlug, uns einen Scherz mit unseren Freunden im Speisesaale zu machen. Fragen Sie das Fräulein hier, ob es sich nicht so verhält. Wie hätte ich übrigens auch wissen sollen, daß Sie dem Baron nachstellen?“

Auf diese Frage wußte selbst der Kommissär keinen Bescheid. Er mußte sich sagen, daß Schani und das Mädchen allerdings keine Ahnung davon haben konnten, daß ihr Freund verhaftet werden sollte. Dagegen mußte, wie seine Flucht und die Art, in welcher er sie ausführte, bewies, der Pseudobaron Kenntniß von der ihm drohenden Gefahr gehabt haben. Doch dafür gab es ja eine ganz plausible Erklärung. Er war zweifellos des Bojaren anständig geworden und konnte, als er sich von demselben erkannt sah, keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß nur die schleunigste Flucht ihn vor der Verhaftung retten könnte.

Diese Erklärung, welche der Beamte sich selbst ausfann, hatte soviel Wahrscheinliches für sich, daß es unndre Mühe schien, Schani und das Mädchen gefangen zu nehmen. Beweisen konnte man ihnen ja doch nicht, daß sie dem Hochstapler wissentlich zur Flucht verholfen hätten.

Inzwischen war Maltenberger in die Garderobe gerannt.

„Ist ein Türke hier gewesen?“ fragte er den Sicherheitswachmann, welchen der Kommissär dorthin postirt hatte.

„Ja wohl, vor wenigen Minuten. Er hat auf eine Maacke einen Mantel in Empfang genommen und sich dann entfernt.“

„Und Sie haben ihn gehen lassen?“

„Ich habe keine Ordre, einen Türken anzuhalten.“

Maltenberger entsann sich, daß dem Manne kein Vorwurf gemacht werden konnte, so wenig, wie den Polizisten

am Eingange, welche den Mann im Mantel ungehindert haiten passiren lassen, nachdem sie sich davon überzeugt, daß er nicht das Kostüm eines schwarzen Ritters trug.

Von den zahlreichen auf der Gasse stehenden Kutschern hatten wohl einige den Mann im Mantel wahrgenommen, doch vermochte Niemand genau anzugeben, welche Richtung er eingeschlagen hatte. Eine fernere Verfolgung wäre auch ohnehin unzweckmäßig gewesen. In der Nähe des Dianabades laufen eine Menge enger, winkliger Gäßchen in die Kreuz und Quer und überdies führen zwei Brücken über den Donaukanal. Da wäre es Thorheit gewesen, dem Verfolgten noch weiter nachzuspüren.

Maltenberger war untröstlich über das Mißgeschick, welches ihn in diesem Falle heimsuchte. Alles freundliche Zureden des Bojaren vermochte ihn nicht aufzurichten. Der Walache hielt sich nun nicht länger in Wien auf, sondern reiste schon am folgenden Tage nach Paris weiter. Von dort sandte er dem Detektive ein ebenso kostbares, wie sinniges Souvenir.

VI.

„Was gedenken Sie nun zu thun?“ fragte Oberinspector Stehling, nachdem Maltenberger ihm ausführlichen Bericht über die Vorfälle des gestrigen Abends abgestattet hatte.

Statt einer Antwort suchte der Detektive, welcher sehr niedergeschlagen aussah, bedeutsam die Achseln.

„Sie geben nun wohl alle Hoffnung auf, der Gauner sobald habhaft zu werden?“ fragte der Oberinspector wieder.

„Beinahe. Nachdem die Gauner erfahren haben, daß die Polizei scharf hinter ihnen her ist, daß sie sogar die Persönlichkeit Eines von ihnen kennt, werden sie sich aller nur erdenklichen Vorsicht und List bedienen.“

„Ersihrt in Wien ein Radwicz oder Wiedenau?“

„Es giebt mehrere Träger dieser Namen, doch ist, wie ich mich überführt habe, keiner derselben mit dem Hochstapler identisch.“

„Er muß demnach noch andere Namen gebrauchen.“

„Höchst wahrscheinlich.“

„Sie hätten bei der Dirne, der „scharfen Mali,“ gestern sofort eine Haussuchung vornehmen sollen.“

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Oberinspector, wenn ich mir gestatte, zu bemerken, daß diese Maßregel eher Schaden, denn Nutzen gestiftet haben würde.“

„Sie hätten bei dem Mädchen vielleicht Falsifikate gefunden.“

„Vorausgesetzt, daß sie überhaupt eng mit den Fälschern verbündet ist.“

„Ich halte sie für die Concubine jenes Pseudobarons.“

„Wir haben keine Gewißheit darüber, und in solchen Fällen nur mit Möglichkeiten zu rechnen, bleibt immer höchst bedenklich. Gesezt aber, die „scharfe Mali“ wäre wirklich die Maitresse des Barons, so würde eine Durchsuchung ihrer Wohnung uns vollends keinen Vortheil bringen, weil die Gauner zweifellos sofort Kenntniß davon erhalten und sich dann vielleicht aus Wien entfernen würden. Wir könnten uns mithin durch die Anwendung jener Maßregel leicht des einzigen Ausgangspunktes, der uns zur Verfolgung der Gauner noch übrig ist, berauben.“

„Sie glauben also doch, daß die „scharfe Mali“ innigere Beziehungen zu den Fälschern unterhält?“

„Ich hoffe es und werde trachten, mir Gewißheit darüber zu verschaffen. Zu diesem Zweck ist es unumgänglich notwendig, die Mali scharf zu überwachen. Da nun dazu ich allein nicht im Stande bin, so —“

„Suchen Sie sich so viele unter Ihren Kollegen aus, als Sie wollen und vor Allem, lassen Sie den Muth nicht sinken!“

„Entmuthigt bin ich auch noch nicht, Herr Oberinspector! Seien Sie überzeugt, daß ich nach wie vor alle meine Kräfte und Fähigkeiten aufbieten werde, um der Gauner habhaft zu werden.“

„Ich weiß es; Ihre Pflichttreue und Ihr schöner Eifer sind mir ja genugsam bekannt. Machen Sie einmal Ihr Meisterstück, Mattenberger; an Belohnungen soll es nicht fehlen. Die Nationalbank hat eine Prämie von 5000 Gulden auf die Ermittlung der Fälscher ausgesetzt und außerdem werde ich nicht ermangeln, Sie dem Herrn Präsidenten für den nächsten vacanten Posten eines Kommissärs zu empfehlen.“

Mattenberger's Augen leuchteten vor Freude und gerührt stattete er seinem Gönner seinen Dank ab.

„Und nun frisch an's Werk,“ mahnte der Oberinspector. „Hoffen Sie, daß Ihnen unser mächtigster Verbündeter, der Zufall, auch in diesem Falle Hilfe bringen wird.“

Sie trennten sich.

Nach einigen Minuten verließ Stehling das Bureau, um zum Speisen zu gehen. Er nahm sein Mittagmahl bei Breynig und Nobis, einem berühmten Restaurant auf dem Graben, ein.

Das Wetter hatte sich seit gestern geändert. Es war sonnig und warm, wie im Frühling, und diese Temperatur verfehlte die zahlreichen Spaziergänger, welche Mittags den Graben beleben, in die behaglichste Stimmung. In solcher Befand sich auch Stehling, als er vom Stephansplatz her in den Graben einbog. Wer ihn so dahinschlendern sah, recht gemächlich, vergnügt lächelnd und hin und wieder einem Bekannten freundlich zunickend, der würde ihn allenfalls für einen jovialen, von seinen Renten lebenden Partikulier, aber sicherlich nicht für den gefürchteten, schlaunen Polizeichef gehalten haben.

Als Stehling, der vor dem Essen sich eine kleine Motion zu machen liebte, eben im Begriff war, aus dem Graben in die Tuchlauben einzubiegen, blieb er — wahrscheinlich, weil er das so von seiner Konstablerlaufbahn her gewohnt war — stehen und blickte die drei Straßen hinab, welche sich vor ihm öffneten, drehte sich dann mit jener eigenartigen Schraubengebung, wie sie nur den Polizisten gewöhnlich ist, um und fand sich Nase an Nase mit einem Herrn, der eben in die Tuchlauben einlenken wollte. Dieser Herr trug einen hocheleganten Gesellschaftsanzug und über diesen einen feinen, hellrothigen Ueberzieher nach dem neuesten Modejournal. Im Auge hatte er ein Monocle eingekuffen und in der Hand hielt er einen kleinen Blumenstrauß, der in Folge des Zusammenpralls weit in den Straßenschmutz hinausflog.

„Zum Hölle,“ rief er ergrimmt, „nehmen Sie sich doch in Acht, Herr! Ich muß Sie wirklich buten —“

Die kriegerische Rede verslummte plötzlich, um für ewige

Zeiten unbeeidigt zu bleiben, denn jetzt erst begegneten sich die Augen der beiden Herren.

„Ist es möglich, Schani, Sie sind es!“ rief Stehling, indem er dem unvermuthet Angetroffenen vertraulich die Hand auf die Schulter legte und ihn mit hochachtungsvoller Ergebenheit von der Brillantnadel in der Cravatte (sie war bei Traugott Feitel, dem Erfinder des Talmisschmuckes, gekauft) bis zu den tadellosen Lackstiefeln musterte. „Welches Gefieder tragen Sie denn jetzt?“

„Ich glaube, das eines k. k. Singers,“ erwiderte Schani gelassen, nachdem er seine erste, wie es schien, nicht sonderlich freudige Ueberraschung überwunden hatte. „Recht fatal ist's, daß Sie mir das Bouquet aus der Hand gestossen haben. Sie werden mir wahrscheinlich nicht einen Gulden leihen können, damit ich mir ein anderes zu kaufen vermag, denn, wie immer, so habe ich auch jetzt außer einer Fünfhundertguldennote kein kleines Geld in der Tasche.“

Herr Stehling nahm, obgleich er augenscheinlich durch den Anleiheversuch ergötzt wurde, eine betrübte Miene an.

„Leider, leider bin ich so wenig dazu im Stande, daß ich gerade dieselbe Bitte an Sie richten wollte, mein bester Herr Werner, Tambolini, Baron Kranicki, oder wie Sie jetzt gerade heißen. Sie wissen ja, daß ich beinahe niemals einen Kreuzer einzelnes Geld bei mir habe. Aber wie ist es denn zugegangen, daß ich Sie so lange Zeit, und insbesondere den ganzen verfloffenen Sommer hindurch, nicht zu Gesicht bekommen habe?“

Der Elegant sah ihn einigermaßen verwundert an.

„Während der heißen Jahreszeit halte ich mich ja niemals in Wien auf und so bin ich auch während des vorigen Sommers in Baden-Baden, Wiesbaden und Gastein gewesen. Es ist eigentlich merkwürdig, daß es Menschen giebt, die den ganzen Sommer hindurch den Staub in Wien zu schlucken vermögen.“

„Nun, — uns gewöhnlichen Sterblichen bleibt eben nichts Anderes übrig, als anzuhalten,“ entgegnete Stehling mit feinem Lächeln. „Personen von Ihrer Distinktion, die überdies durch kein Amt gefesselt sind, haben es freilich besser. Doch,“ fuhr er fort, indem er seinen Freund auf's Neue mit Bewunderung betrachtete, „Sie sehen so außerordentlich fashionabel aus, daß ich fast vermüthe, Sie wollten zu Sacher oder in das adlige Kasino diniren geh'n.“

„Da haben Sie richtig gemüthmaßt. Ich wollte gerade meinen Freund, den Grafen Himmelhoch besuchen, um mit ihm im Kasino zu diniren.“

„Graf Himmelhoch, Wipplingerstraße Nr. 120?“

Schani nickte. Er schien nicht im Mindesten erstaunt darüber, daß sein Freund von der Polizeibranche so vortreflich unterrichtet war.

„Sie sind wohl von ihm zum Diner geladen?“

„Nein. — Da ich ihn jedoch in Baden-Baden kennen gelernt habe und zufälliger Weise weiß, wann er zum Speisen geht —“

„So wollten Sie ihm die Ehren erweisen, mit ihm zu diniren und späterhin bei einem Glase Scherry oder Malaga eine Partie Whist zu spielen?“

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Kamin.

Der Storch von Straßburg.

Unter diesem Titel erzählt eine französische Zeitung folgende rührende Geschichte: „Vor dem Kriege gab es in Straßburg einen hundertjährigen Storch. Dieser Storch hatte sein Nest auf der Höhe des Münsterknopfes gebaut. Er war der Freund der Stadt, ihr Schutzgeist. Der liebe Storch liebte seinen Münster und seine Stadt, er liebte den hellen Ton der französischen Trompete, er freute sich, die ruhmreichen Farben der Fahnen Frankreichs im Sonnenlicht glänzen zu sehen. Als im Frühling des Kriegesjahres der brave Storch aus den warmen Ländern zurückkehrte, brach er ein Bein und konnte seinen lieben Münsterknopf nicht wiedersehen. Ihres Schutzgeistes beraubt, sah die Stadt das größte Unheil über sich kommen. Der gute Storch blieb fünf Jahre krank, aber in diesem Jahre ist er nach Straßburg zurückgekehrt, und wie groß war sein Kummer, als er sein Nest durch die Kugeln zerstört fand und seine theure Fahne verschwunden war! Er mochte nicht in der deutschen Stadt bleiben, sondern nahm seinen Flug nach Frankreich, all' seine Gefährten nach sich ziehend. Die Seele Straßburgs hat sich mit den verbannten Elzässern vereinigt.“ — Ob der französischen Zeitung, bei der „Klappern“ zum Handwerk zu gehören scheint, diese Geschichte von dem betreffenden Storch selbst erzählt worden ist, wissen wir nicht.

Verbrechen aus Noth.

In Wenge, einem der äußersten Vororte von London, ist ein furchtbares Verbrechen begangen worden. Der Buchhalter Hunt hat seiner hochschwangeren, im Alter von dreunddreißig Jahren stehenden Frau mit einem scharfen Messer den Hals durchschnitten. Weiter tödtete er ein siebenjähriges Kind, Annie, auf dieselbe Weise. Zwei Knaben, Arthur und Percy, im Alter von neun und fünf Jahren, versuchte der Vater in einem anderen Zimmer mit Landanum zu vergiften; sie wurden halbtodt aufgefunden, aber noch gerettet. Ein zwölfjähriger Knabe, Frederick, weigerte sich, den Giftrank, den ihm der Vater als Arznei reichen wollte, anzunehmen, und ein fünftes Kind, Katie, wurde nur durch den Muth der Gouvernante gerettet, welche das Mädchen nicht von der Seite ließ, als der Vater es zu den anderen Kindern geben hieß. Der Mörder wurde auf einer Bahulinie, wo er den Tod auf den Schienen suchte, festgenommen und in Haft gebracht. Er gestand die That ein und gab als Grund an, daß er sich und die Frau nicht im Arbeitskaufe sehen wollte.

Gegen die unbefugte Eröffnung von Briefen empfiehlt die „Berl. Bürger-Zeitung“ folgendes probate Mittel: „Die Eröffnung erfolgt von ausschließlich von der Siegelseite des Briefes und da jetzt meist ein eigentliches Siegel fehlt, so wird bei den nunmehr allgemein gebräuchlichen Klebeconverts resp. Umschlägen der Klebestoff, mit welchem die Ränder der Flügel bestrichen sind, durch Befeuchten mit Wasser oder Spiritus aufgeweicht. Um dieses Aufweichen zu verhindern, oder richtiger, um dasselbe vorkommenden Falles sofort erkennbar zu machen, empfiehlt es sich nun, wenn man nicht die ganze Adresse auf der Rückseite anbringen will, wenigstens den Namen des Absenders auf dieselbe zu schreiben, so zwar, daß die Schrift über die Juge des angeklebten Flügels hinweggeht; dies darf jedoch erst geschehen, wenn die Verklebung ganz trocken geworden, so daß die Schriftzüge rein und scharf ausfallen. Jeder Versuch des Aufweichens bewirkt dann, daß die Tinte sich auflöst, die Schriftzüge zerfließen erscheinen und hierdurch die Operation verriethen.

Petru's Auferstehung.

In einer kleinen Stadt Ungarns starb vor kurzem ein Mann, Namens Petru. Als der Abend kam, nahmen drei seiner Freunde an

seinem Sargeplatz, um die Nacht über für das Heil der Seele des Verstorbenen zu beten. Für die Beten wurde in der Ecke des Zimmers ein großer Topf Milch hingestellt, damit sie sich stärken können, wenn sie hungrig werden. Bald aber überwältigte sie der Schlaf. Als sie gegen Mitternacht erwachten, da zeigte sich ihren Blicken ein entsetzliches Schauspiel. Petru saß nämlich in der Ecke beim Milchtopf, der Topf aber war leer und die Milch hatte der „Todte“ verpestet und wie es schien mit großer Gier, denn er hatte sich dabei den ganzen Bart mit Milch benetzt. Entsetzt ergriffen die Drei die Flucht und liefen zum Geistlichen des Ortes. Dieser hatte kaum die Geschichte gehört, so warf er sein Priestergewand um und lief, einen Kübel geweihten Wassers in der Hand, an die Stätte des seltsamen Ereignisses. Hier hielt er nun dem Petru eine Rede, er möge doch die Menschen nicht versuchen, keine Dummheiten machen und sich in den Sarg zurücklegen. Petru aber sprach kein Wort, und als ihn der Sprecher mit dem Finger berührte, fiel er auf ihn. Der arme Geistliche brach vor Schreck zusammen und bekam epileptische Krämpfe. Da kam der Bezirksrichter an — der ließ vor Allem den Petru begraben und leitete sofort eine Untersuchung des Geschehenen ein. Und so kam man der Auferstehung auf den Grund. Im Dorfe wohnte nämlich ein ausgedienter Soldat, der den guten Dorfbewohnern jahraus, jahrein schlimme Streiche spielte. In der Nacht nach Petru's Tode begab er sich in das Zimmer, wo der Verstorbene lag, um die Beten zu besuchen. Und da hörte er sie macker schnarchen. Er wollte sie nicht im Schlafe stören, wohl aber ihnen einen Schabernack spielen. Er aß die Milch auf, hob dann den Todten aus dem Sarge, setzte ihn in die Ecke und beschmierte ihm den Bart mit Milch. Das ist die Geschichte von Petru's Auferstehung.

Der betrogene Werber.

Ein englischer Matrosenwerber ging in einer kleinen Stadt in eine Schänke, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Während er trank, bemerkte er einen Menschen, in dem er einen tüchtigen Matrosen sah; er näherte sich ihm und fragte ihn, woher er sei, und was er für ein Gewerbe treibe.

„Ich habe zehn Jahre auf einem Kriegsschiffe gedient, bin aber jetzt verabschiedet.“

„Gut, meinte der Werber, ein so rüstiger Bursche, wie Ihr, sollte nicht so bald einem so ehrenvollen Dienst entsagen. Wenn Ihr mir folgen wollt, so kann ich Euch wieder dazu verhelfen.“

„Das will ich herzlich gern!“ versetzte der gewesene Matrose; „ich bin des müßigen Lebens satt. Wenn's Ihr Ernst ist, so werden wir bald handelseins werden. Ich habe hier zu Mittag gegessen; bezahlen Sie meine Beche und lassen Sie mir noch etwas zu trinken geben, so ist die Sache abgemacht.“

„Es gilt!“ rief der Werber aus, ließ den Wirth die Rechnung machen, noch eine Flasche Wein für den Rekruten geben und bezahlte. Als die Flasche geleert war, forderte der Officier den Neuangeworbenen auf, ihm zu folgen. Dieser erhob sich von seinem Sitz, und der Werber sah zu seinem Schrecken, daß der Rekrut ein hölzernes Bein hatte.

„Was! Spitzbube!“ rief er aus, Du hast mich betrogen!

„Gut, bei Leibe nicht,“ antwortete der Einbeinige. „Ich habe Ihnen versprochen, mit Ihnen zu gehen, und Sie sollen sehen, wie stink ich mich mit meinem hölzernen Beine von einem Ort zum andern bewegen kann. Ich werde nicht zurückbleiben, dafür seh ich.“

„Was soll ich aber mit Dir anfangen? Zum Matrosendienst bist Du ja untauglich!“

„Nun, so sehen Sie meine Beche auf die Werberechnung des Königs. Als ich zwei gesunde Beine hatte, gab er mir Brod; ich habe das eine in seinem Dienst verloren, und er hat mich laufen lassen. Ein armseliges Mittagsbrod entschädigt mich nicht für meinen Verlust; ich habe mehr auf's Spiel gesetzt, als er, und ich habenooh immer viel bei ihm zu gute.“

Der Officier lachte und schenkte dem Matrosen noch einige Schillinge.